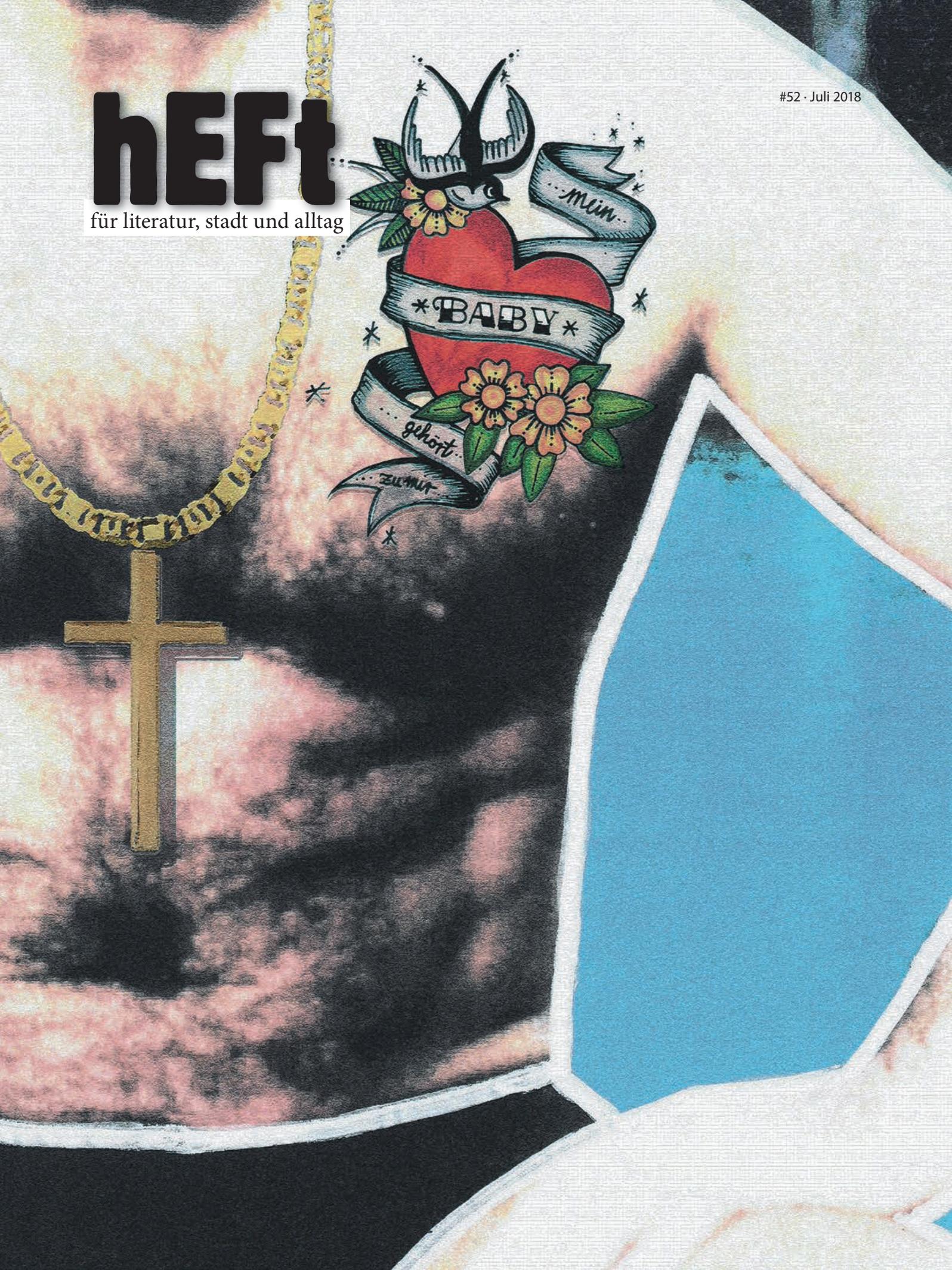


heft

für literatur, stadt und alltag



Jetzt bewerben,
10.000 Euro
gewinnen!
Berwerbungs-schluß
17. Oktober 2018

Mein Leben in der digitalen Welt

Kinder- und Jugendpreis Thüringen 2018

Fotos: © MINSStudio & vege - fotolia.com - Mai 2018

Impressum

hEFt für literatur, stadt & alltag // Ausgabe 52 (14. Jg.), Juli 2018 // Erscheinungsweise: vierteljährlich zum Jahreszeitenbeginn // Auflage: 2.000 Stück, kostenlos // Herausgeber: Kulturrausch e.V. Erfurt // Redaktionsadresse: Krämerbrücke 25, 99084 Erfurt, Tel.: 0361 2115966, E-Mail: redaktion@heft-online.de, Netz: www.heft-online.de // Büroadresse: Alte Salinenschule, Salinenstraße 141 (Ecke Magdeburger Allee) // Bankverbindung Kulturrausch e.V.: Deutsche Bank, Erfurt, IBAN: DE 83 8207 0024 0165 4300 00, BIC: DEUTDE33HAN // Redaktion: Alexander Platz, Thomas Putz (V.i.S.d.P.), Kerstin Wölke, Kathleen Kröger, Benedikt Rascop, Annabell Küster, Marlene Borchers, Ben Kaltoven // Die Meinungen der Autor/innen spiegeln nicht zwangsläufig die Meinung der Redaktion wider. // Titelgrafik & Tattoos: Anja Hesse (efah) // Layout & Satz: Steffi Winkler, www.winklerin.de // Druck: Gutenberg-Druckerei Weimar, www.gutenberg-weimar.de // Für Anzeigen bitte aktuelle Preisliste unter der Redaktionsadresse anfordern // Förder-Abo: 20 Euro für die nächsten vier Ausgaben. Abo ist nach Info und Überweisung der Summe auf o.g. Konto aktiviert und wird nicht automatisch verlängert // Texte sind willkommen (max. 10.000 Zeichen inkl. Leerzeichen), bitte auf Datenträger oder per E-Mail. Über eine Veröffentlichung entscheidet die Redaktion. Alle Rechte bleiben bei den Autor/innen. Die nächste Ausgabe erscheint Ende September 2018; Redaktions- und Anzeigenschluss: 22. August. // hEFt wird gefördert durch die Thüringer Staatskanzlei, die Landeshauptstadt Erfurt und die Sparkassenstiftung Erfurt. Herzlichen Dank auch an die Spender/innen.

 **Sparkassenstiftung**
Erfurt



Freistaat  Staatskanzlei
Thüringen

Stadt & Alltag

- 4 Schöne Aussicht
- 5 Vinylkultur in Erfurt
- 8 Kultur flaniert
- 9 Vom Kiosk zum Späti
- 12 Fragmente aus der Abseitsfalle
- 13 Termine
- 14 Ausschreibungen
- 15 Aus den Magazinen
- 18 Aus der Provinz: Zwischenbilanz
- 22 hEFt unterwegs: Heichelheim
- 24 AfD verstehen: Teil I

- 26 Fotostory: Werthers letzter Chat

Literatur

Mein Baby gehört zu mir!

- 28 Lucilla
- 29 Corry & Bill
- 32 Mein Baby namens Leben
- 34 aus • gleich
- 35 NEULAND & NOSTALGIE
- 36 in meiner Nähe
- 38 Philipp der Zweite, König von Spanien
- 41 Tägliche Kontrolle des Wasserstands
- 42 Hausfrieden
- 45 Bahn fahren

- 47 Autor/innenverzeichnis



Titelillustration: efah
Glaube+Liebe+Hoffnung –
efah hinterlässt kleine
Botschaften, zu finden an
Spiegeln, Türen und Wänden
der Stadt, an Orten, wo man
sein inneres Leuchten allzu
schnell verlieren kann ...

Liebe Leserin, lieber Leser,

eine Ära geht zu Ende. Eine Ära, die gespickt war mit Jubel, Leid und Leidenschaft, die das Große im Kleinen und das Kleine im Großen gesucht und meist auch gefunden hat. Während die Kicker von Rot-Weiß auf dem Rasen oft genug in Mittelmäßigkeit versanken, war unsere Kolumne »Fragmente aus der Abseitsfalle« stets ein Hochlicht: klug, stilsicher, humorvoll. Es gibt wenige Autoren, die bisher in jeder hEFt-Ausgabe geschrieben haben, und nur eine Kolumne, die die 14 Jahre unbeschadet überstanden hat. Stefan Werner, der smarteste RWE-Fan der Stadt, hat beides geschafft. Man möchte mit dem alten Ost-Anfeuerungsruf »7 – 8 – 9 – 10 – Klasse!« jubilieren, wenn da nicht eine kräftige Briese Wehmut mitschwingen würde. Denn mit dem Abstieg der Alten Dame des gepflegten Drittligafußballs in die Viertklassigkeit – übrigens ebenfalls nach 14 Jahren – enden mit dieser Ausgabe auch die »Fragmente«.

Doch keine Bange: Es geht weiter! Sowohl für den FC Rot-Weiß, als auch für die RWE-Kolumne im hEFt. Also *#neuanfang* auf allen Ebenen. Ab kommender Ausgabe wird es eine frische Rubrik geben. Und selbstverständlich hat auch Stefan Werner dafür seinen Vertrag bei uns verlängert. Möge er auch in Zukunft elegant die Fäden im Mittelfeld ziehen und ab und an auch mal zur Blutgrätsche ansetzen.

Zu diesem äußersten Mittel der Konfliktaustragung musste Johnny Castle in dem Film *Dirty Dancing* von 1987 nicht greifen. Er ging einfach an den Restaurant-Tisch, an dem Frances »Baby« Houseman in einer Runde saß, sagte »Mein Baby gehört zu mir!«, nahm ihre Hand und zog sie fort. Warum diese Szene im Nachgang so berühmt wurde, ist eher schleierhaft. Mehr Macho-Gehabe geht gar nicht. Vielleicht haben wir auch deshalb das Zitat als Thema für diese Ausgabe gewählt. Und natürlich schwingen da auch noch eine ganze Reihe andere Assoziationen mit, die unsere Autorinnen und Autoren aufnehmen konnten. Ob und wie es ihnen gelang, könnt ihr ab Seite 28 nachlesen.

Übrigens: Bis zur Oktober-Ausgabe werden wir die inhaltliche Struktur unseres Magazins etwas überarbeiten. Auch unser Veranstaltungsformat *hEFt-reliert* wird einer Frischekur unterzogen. Ihr dürft also gespannt sein!

Allen Leserinnen und Lesern wünschen wir einen heißen Sommer!

Die Redaktion

hEFt in die Hand

Offene Redaktion am 1. August // 19:30 Uhr
Weinatelier Rue, Kleine Arche 1, Erfurt

Offenes Büro immer mittwochs // 17 bis 19 Uhr
Alte Salinenschule, Salinenstraße 141, Erfurt

Schöne Aussicht

Hass auf der Rathausbrücke

.....

Erfurt, 24. Juli 2020: Seine Gefühle mittels Schloss samt eingraviertem Namen an eine Brücke hängen, um seine gegenseitige Zuneigung öffentlich festzumachen, war ein Trend, der bis Sommer 2018 auch an Erfurter Brücken und Toren sichtbar wurde. Nachdem die Brücken letzten Februar von sämtlichen metallenen Liebesbekundungen befreit werden mussten, um die Statik der fragilen und denkmalgeschützten Bauten zu schützen, gründete sich zunächst die Initiative »Mehr Liebe für Erfurt!«. Diese hatte bisher erfolglos mit Demonstrationen und zuletzt im Mai mit einem herzförmig gestalteten Sitzstreik aus Erfurter Bürgern und auswärtigen Sympathisanten auf dem Domplatz versucht, die Liebesschlösser wieder salonfähig zu machen. Was auch in der Tagespresse viel Beachtung fand, blieb auf weiter Strecke allerdings ohne weitere Resonanz.

Nun wurde ein neuer Impuls seitens der noch losen Interessengruppe »Hass auf Nass« in den Raum geworfen.

»Der Plan ist, dass jeder Erfurter die Chance bekommt, seinen Hass auf Menschen, Institutionen oder seine restliche Umwelt für alle sichtbar rauszulassen. Diesen Kanal wollen wir in Form von Hassschlössern bieten«, fasst Initiator Jürgen Wojetzkowetzki die Idee zusammen. Funktionieren solle das Ganze nach dem gleichen Prinzip wie bei Liebesschlössern, indem der Titel des gehassten Ob- oder Subjekts auf das Schloss graviert oder beschriftet wird, um anschließend an einem Brückengeländer als Statement seiner ewig weilenden Antipathie zu verweilen.

»Auf allen Brücken Erfurts werden wir das nicht durchsetzen können«, schätzt Frank Preisner, Schatzmeister und Namensgeber von »Hass auf Nass« ein, »aber wenn wir es nur auf der Rathausbrücke umsetzen könnten, die täglich auch nicht zuletzt von frustrierten Stadtratsabgeordneten passiert wird, wäre das ein großer Zugewinn für unsere Sache«.

Auch die Idee, Schlösser in Parteifarben, statt in Herzform oder einfachem Silber herstellen zu lassen, habe innerhalb der Projektgruppe bisher breite Zustimmung erfahren. /// kk

1000stes Mitglied für hEFt-Hochschulgruppe

.....

Erfurt, 20. Mai 2028: Vor zehn Jahren gegründet, begrüßte die hEFt-Hochschulgruppe heute das Mitglied Nummer 1.000. »Was ist das hEFt? Kann man da mitmachen?« Diese und ähnliche Fragen auf dem Uni-Campus der Stadt Erfurt führten vor zehn Jahren dazu, dass einige der Dauerpraktikantinnen eine Hochschulgruppe auf die Beine stellten. Der Bekanntheitsgrad des heute allseits beliebten »hEFts für literatur, stadt und alltag« war damals an der Uni leider aufgrund der Fluktuation noch zu gering. Doch genau das sollte geändert werden! Jeder Student soll ja bekanntlich in mindestens einer Hochschulgruppe mitwirken. Wenn man sie dann noch selbst gründet, ist man auf dem perfekten Weg für die Zukunft. Damals diente die Gruppe dazu, eine größere Reichweite für das hEFt bei den Studenten Erfurts gewährleisten zu können. Das Gründungsjahr der HSG war das Jahr der vielen Praktikantinnen beim hEFt, welche die Initiative zur Gründung der Gruppe ergriffen. Die Zahlen haben sich seitdem deutlich gesteigert. Von Jahr zu Jahr blieben immer mehr Mitglieder nicht nur im ständigen Kontakt mit den Vorsitzenden der Hochschulgruppe, viele blieben nur für das hEFt in Erfurt. Heute ist das hEFt an der Universität beliebt, wie nie zu vor. Das neueste Mitglied wurde nun von der Vorsitzenden Marianne Büchler und einigen langjährigen Mitgliedern wärmstens empfangen und bekam, wie auch das hundertste und fünfhundertste Mitglied, einen Präsentkorb. Unter anderem gab es je eine Autogrammkarte von Mitgliedern der hEFt-Redaktion, ein Probe-Abo, freien Eintritt für die nächste Veranstaltung des Kulturrausch e.V. und einige Kleinigkeiten für den Start des Journalisten-Seins, wie z.B. eine Anleitung zum Kaffeekochen und einen Duden. Das ganze Team freut sich sehr über diese tolle Entwicklung des »hEFt an der Uni«! Auf viele weitere Jahre und viele weitere Mitglieder! /// ak

»Leise und langsam« – zur Vinylkultur in Erfurt

Musik ist schon längst im digitalen Zeitalter angekommen. Streaming-Dienste bieten Songs in Massen an, die jederzeit kostenlos abrufbar sind. In den vergangenen Jahren hat sich jedoch eine Entwicklung vollzogen, die dem digitalen Hören Konkurrenz macht: die Rückkehr der Schallplatte. Was macht die Faszination des Tonträgers heutzutage aus und wo kommt man in Erfurt auf den Genuss des einzig und allein der Schallplatte vorbehaltenen Klangs? Der Erfurter Vinylkultur auf den Spuren

Während die Schallplatte in den 1990er und 2000er Jahren nahezu von der Bildfläche verschwunden war, wird sie jetzt als Kultobjekt wieder gefeiert. Auch die Erfurter Plattenladenbesitzer und Musikveranstalter sind sich einig, dass die Platte in der Thüringer Landeshauptstadt wieder angekommen ist. »Was gut ist, setzt sich eben durch«, so erklärt sich Peter Eckhardt ihr Comeback. Er ist Besitzer der Musikfundgrube am Juri-Gagarin-Ring 100. Für Plattenkäufer und -verkäufer ist sein Laden wohl der zentralste Anlaufpunkt in Erfurt. In seinem Sortiment finden sich neben vergangenen und aktuellen Veröffentlichungen auf Vinyl außerdem CDs und Filme, wodurch sich eine Entwicklung im Kaufverhalten der Kunden leicht nachvollziehen lässt: vor fünf bis sechs Jahren machte der Kauf von Platten in Peters Laden nur ca. 30 Prozent des Umsatzes aus, heute liegt er bei rund 80 Prozent. Bereits während der 1990er Jahre hatte der Besitzer der Musikfundgrube die Vorahnung, dass die Schallplatte wiederkommen würde und er erklärt sich das Comeback insbesondere durch ihren einzigartigen, besonderen Klang, aber auch ihren Wert als Sammelobjekt. Ob nun Sammler oder einfach Musikliebhaber, in Peters Laden ist es nicht schwer, fündig zu werden: Neben einigen exklusiven Schätzen vom diesjährigen Record Store Day, ist sein Plattensortiment von Klassik bis Heavy Metal, von Singles bis hin zu Maxis voll ausgestattet.

Auch Joschi Korte, dessen Woodstock Recordstore am Nordbahnhof sich in Erfurt längst einen Namen gemacht hat, erwähnte dem hEFt gegenüber bereits vor sechs Jahren ein kleines Comeback der Platte. Mittlerweile spricht er aber insgesamt von einem großen Comeback. Von diesem profitiert, laut Joschi, mit 60 Prozent des Umsatzes allerdings überwiegend Amazon, während die unabhängigen Plattenläden als Verlierer dastehen. Glücklicherweise greifen aber nicht alle Plattenkäufer auf ihren Laptop zurück: Joschis Kunden kommen in den Woodstock Recordstore, weil sie an der Schallplatte vor allem den

Stöbervorgang im Laden zu schätzen wissen, sich über Musik unterhalten und den »local dealer« unterstützen möchten. Sowohl Joschi als auch viele seiner Kunden sind sich einig, dass die Faszination der Platte darauf beruht, sich wieder bewusster mit Musik auseinanderzusetzen.

»Die 20 bis 25 Minuten einer Seite sind der große Vorteil der Platte: Nur wenige Menschen können sich länger als 30 Minuten wirklich konzentrieren«, sagt Joschi und verweist damit gleichzeitig auf die zu langen Laufzeiten von CDs. Neben der Masse an Musik, die wir täglich konsumieren, geht es bei der Platte darum, sich Zeit zu nehmen und durch das bewusste Hören einen besonderen Moment zu schaffen. Andernfalls, für das unbewusste Hören zwischendurch, reicht ein Streaming-Dienst, meint der Plattenverkäufer. Die Schallplatte soll den Leuten die Möglichkeit bieten, »ein wenig vom Multitasking wegzukommen und mehr im Hier und Jetzt zu machen«.

Hier wird nur Vinyl aufgelegt

Diesem Wunsch möchte Joschi mit seinen Veranstaltungen im Norden Erfurts nachkommen: »Der ganze Bahnhof ist wieder Musik mehr wahrnehmen, bewusst wahrnehmen«, sagt er. Aus genau diesem Grund gibt es neben dem Woodstock Recordstore am Nordbahnhof noch die Frau Korte und ein Café. Im Plattenladen selbst ist dabei von Klassikern aus der Musikgeschichte bis hin zu aktuellen Veröffentlichungen alles Mögliche zu finden. Immer mehr gefragt sind die Musikrichtungen Jazz, Hip-Hop und Electro, während Musik aus den 1960er bis 1980er insbesondere das Interesse der älteren Zielgruppe wecken. Die jungen Leute suchen überwiegend nach aktueller Musik und machen einen großen Teil seiner Kundschaft aus. Dazu sagt Joschi: »Stärker vertreten sind die U30er und Ü50er, dazwischen haben die potentiellen Käufer mit Kindern zu tun«.



Aber auch veranstaltungstechnisch hat der Nordbahnhof einiges zu bieten: 2016 öffnete die Frau Korte ihre Türen mit dem Ziel, »nicht noch ein Club zu sein, der es macht wie alle anderen«, sagt Joschi und das zeigt sich auch im Programm. Denn hier wird ausschließlich mit Vinyl aufgelegt oder live gespielt, darauf besteht er. Joschi veranstaltet hier jeden Monat *Die besondere Platte* für alle, die dem bewussten Hören wieder mehr Aufmerksamkeit schenken möchten. Die Idee dahinter ist, sich gemütlich hinzusetzen und einfach nur zuzuhören, während er die erste Seite einer Platte seiner Wahl auflegt. Danach haben die Leute Zeit, sich über die Musik zu unterhalten oder ihr vorheriges Gespräch wieder aufzunehmen, bevor die zweite Seite angespielt wird und es noch einmal darum geht, alles um



Nordbahnhof

sich herum auszublenken und die Aufmerksamkeit ganz auf die Musik zu richten. Außerdem findet alle zwei Monate entweder *Das kleine Schwarze* statt, eine Reise quer durch alle Musikrichtungen, oder aber *Vinyl am Abend*, eine Veranstaltung, die sich eher experimenteller Musik wie Jazz, Electronic und Rock-Pop widmet. Ergänzend dazu werden Live-Auftritte angeboten und Veranstaltungen, die vom Verein Nordbahnhof e.V. organisiert werden. Einmal monatlich findet hier beispielsweise ein DJ-Workshop für Frauen statt.

Die Parties sind immer voll

Auch in der Gesprächsrunde mit Patrick Krug vom Klanggerüst sowie den DJs Kenny alias Somnium und Florian alias Hasky dauert es nicht lange, bis der Woodstock Recordstore im Zusammenhang mit der Erfurter Vinylkultur erwähnt wird. Hier

hört es aber längst nicht auf: Im Klanggerüst selbst hat Vinyl von Anfang an eine Rolle für Tanzveranstaltungen gespielt. Rund zehn Vinyl-Veranstaltungen werden hier im Jahr organisiert, die auf die Musikrichtungen Hip-Hop, Techno, House oder Drum and Bass ausgelegt sind. »Die Parties sind immer voll«, meint Patrick und zieht damit den Vergleich zu anderen Veranstaltungen im Klanggerüst, die keinesfalls immer zum Einlass-Stop führen.

Trotzdem spielen Vinyl-Veranstaltungen hier eher eine untergeordnete Rolle. Patrick erzählt, dass das Klanggerüst viele Anfragen von Künstlern bekommt und das Auflegen mit Vinyl dabei zwar als Auswahlkriterium berücksichtigt wird, aber auch nicht ausschlaggebend ist. Vielmehr soll es darum gehen, jungen Talenten eine Bühne zu bieten, denn letztendlich ist die Frage nach »Vinyl oder nicht Vinyl« ein Aspekt, der eine gute Veranstaltung ausmacht, aber keinesfalls der Einzige. Wichtig ist natürlich vor allem eine atmosphärische Stimmung und die kann ein DJ, der digital auflegt, ebenso erzeugen, wie ein Vinyl-DJ.

Deshalb sind sich Patrick, Kenny und Florian auch sicher, dass sich das Auflegen ohne Platten halten wird. Zum einen meint Kenny, dass insbesondere viele junge Künstler eher auf Digital zurückgreifen, einfach aus finanziellen Gründen. Zum anderen merken Kenny und Florian an, dass digitales Auflegen keinesfalls besser oder schlechter ist, als das Auflegen mit Platte. Gerade im digitalen Bereich werden viele spielerische Möglichkeiten geboten. Florian, der momentan selbst gerne ohne Platte



Klanggerüst

auflegt, erzählt dabei auch vom großen digitalen Vorteil: vor allem in den Subgenres erfordert es oft lange Wartezeiten, um an die gewünschte Platte zu kommen, bis dahin ist der Hype um den Track eventuell schon wieder verflogen. Im Gegensatz dazu kann der Track beim digitalen Auflegen schnell runtergeladen und bei der nächsten Gelegenheit gedroppt werden. Auch der Prozess des Auflegens an sich ist digital einfacher, erfordert weniger Vorbereitung und Pflege als mit Schallplatten und noch dazu ist eine visuelle Unterstützung gegeben.

Vinyl kommt leise und langsam

Dennoch sind sich beide DJs einig, dass nichts über Vinyl geht. Das Auflegen mit Platte wird insbesondere dadurch so anspruchsvoll, dass die Konzentration vollkommen auf dem Gehör und auf den Übergängen liegt, da keine Visualisierung vorhanden ist. Deshalb sprechen Kenny und Florian beim Auflegen mit Vinyl von der hohen Kunst, die jeder gute DJ beherrschen sollte. All die Pflege, Vorbereitung und das Auflegen selbst zahlen sich natürlich auch aus. »Vinyl-Sound ist einfach der Beste!«, sagt Kenny und erklärt auch warum: »Der Klang ist wärmer und im Vergleich fallen einzelne Elemente eher auf als digital«. Es gibt also genug Gründe, warum DJs Vinyl feiern. Die Frage ist nur, ob sie auf Veranstaltungen auch tatsächlich Vinyl auflegen.

»Vinyl kommt auf jeden Fall wieder, leise und langsam«, sagt Kenny dazu und das zeigt sich auch in Erfurt. Ein wenig Einfeldung in die Szene sei nötig, aber grundsätzlich werde ein breites Spektrum an Veranstaltungen geboten. Gerade im Sommer finden einige Open Airs und private Events statt, Kenny und Florian selbst organisieren ebensolche Veranstaltungsreihen: *amicissia*. und *BassJump*. Insbesondere draußen spielt die Qualität der Anlagen eine große Rolle, um dem warmen, detaillierten Vinyl-Klang gerecht zu werden. Aus Erfahrung können Kenny und Florian aber sagen, dass die Veranstalter großen Wert auf den Sound und ein gutes Set legen. Neben den jahreszeitabhängigen Veranstaltungen erwähnt Kenny auch das Kalif Storch, das sich trotz des großen Raumes um einen guten Klang bemüht.

»Erfurt hat einiges an Vinyl zu bieten, aber eher unauffällig«, das meinte Kenny direkt zu Beginn des Gesprächs. Am Ende angelangt, lässt sich mit Sicherheit sagen: Wer hier nach Vinylkultur sucht, wird nicht enttäuscht werden.

Damit kommt natürlich auch die Frage auf, was noch alles auf die Schallplatte zukommen wird, jetzt, wo sie wieder da ist. Hier teilen sich die Meinungen: Joschi Korte glaubt, dass die Nachfrage stagnieren wird. Er hätte das Comeback insgesamt lieber kleiner gehalten, da er sich sicher ist, dass die Industrie ausreizen wird, wie hoch sie mit den Preisen gehen kann und damit vor allem die jungen Leute irgendwann verlieren wird. Auf der anderen Seite geht Peter Eckhardt von der Musikfundgrube davon aus, dass die Nachfrage weiterhin ansteigt und auch die Jungs vom Klanggerüst hoffen, dass sich in der Erfurter Vinylkultur noch etwas tut. Die Chancen dafür stehen mehr als gut: Kenny und Florian erzählen, dass vor allem

DJs, die schon länger auflegen, auf den Geschmack von Vinyl kommen und auch die DJs im Freundeskreis der Jungs wieder merken, dass das Auflegen an sich mit Platte spaßiger ist. Ob es nun das bewusste Hören über den Plattenspieler ist, das besondere Etwas auf Tanzveranstaltungen oder das Auflegen selbst, Kenny und Florian treffen den Nagel auf den Kopf: »Platte ist einfach geil!«

Also Leute, es ist Sommer: Begebt euch auf die Suche nach ein wenig Vinylkultur und hört Musik – aber hört sie richtig!

/// Text und Fotos: Laura Kraege



Musikfundgrube



Woodstock



Kultur flaniert in der Krämpfervorstadt

Am 25. August findet die Veranstaltung »Kultur flaniert« zum mittlerweile fünften Mal statt. In diesem Jahr wurden einige Änderungen am Konzept der Veranstaltung vorgenommen, die das Flanieren für die Besucher angenehmer gestalten sollen

Wie schon in den letzten Jahren öffnen auch in diesem Jahr verschiedene Kultureinrichtungen während der Veranstaltung »Kultur flaniert« am 25. August ihre Türen und stellen aktuelle Projekte vor. Bis zu 40 Initiativen können an diesem Tag von interessierten Erfurtern begutachtet werden. Für die Organisation der fünften Ausgabe sind die Spaziergangswissenschaftler verantwortlich, die auch in den vergangenen Jahren schon als Akteure bei »Kultur flaniert« mitwirkten. Dahinter verbergen sich Frank Mittelstädt und Stefan Peter Andres, die unter anderem besondere Spaziergänge durch die Stadt organisieren, bei denen die Teilnehmer die Gelegenheit bekommen, neue Orte in der eigenen Stadt zu entdecken. Nicht nur die Organisatoren sind neu, es wurden auch einige grundlegende Änderungen am Konzept der Veranstaltung vorgenommen. Fand »Kultur flaniert« in den vergangenen Jahren noch im gesamten Stadtbereich statt, so ist die Veranstaltung dieses Jahr auf die Krämpfervorstadt beschränkt. Dies begründet sich damit, dass die Distanz zwischen den einzelnen Einrichtungen zu groß ist. Kaum ein Teilnehmer möchte an einem Tag ganz Erfurt durchqueren. Das führte in der Vergangenheit dazu, dass Akteure, die am Stadtrand ansässig sind, kaum Zulauf hatten, während zentrale Einrichtungen überlaufen waren. Damit das nicht mehr passiert, soll sich der Veranstaltungsort in Zukunft nur noch auf einen Stadtteil beschränken. Einrichtungen, die nicht in diesem Stadtteil sind, können sich

mit anderen Akteuren einen Raum teilen oder öffentlichen Raum wie den Leipziger Platz für ihre Ausstellungen nutzen. Da künftig jedes Jahr ein anderer Stadtteil an der Reihe sein soll, wird niemand benachteiligt. Vielmehr soll die enge Zusammenarbeit der Kultureinrichtungen miteinander auch die Vernetzung innerhalb der Kulturszene stärken.

Viele Kulturinitiativen, die sich dieses Jahr vorstellen, waren bereits in den letzten Jahren dabei. Zu den Akteuren zählen zum Beispiel die Galerie »artue« in der Geschwister-Scholl-Straße, die den Raum mit anderen Akteuren wie dem Fotorestaurierungsprojekt »Handsome Grandpa« teilen wird. Auch das Wabenwerk Erfurt und das Umweltamt werden ihre aktuellen Forschungsprojekte vorstellen.

Zeitgleich zu »Kultur flaniert« findet am 25. August auch das Straßenfest »Krämpf fresh« statt, bei dem Anwohner aus der Krämpfervorstadt mit verschiedenen Ständen und Freizeitangeboten den Stadtteil beleben. Beide Events sollen miteinander verknüpft werden und voneinander profitieren. Laut Spaziergangswissenschaftler Frank Mittelstädt gab es so eine Überschneidung bereits in der Vergangenheit und es konnte festgestellt werden, dass keinerlei Nachteile dadurch entstanden, sondern dass sich die beiden Events für die Besucher gut miteinander verbinden ließen. Eine Karte mit den beteiligten Orten ist auf der Facebookseite von »Kultur flaniert« zu finden. Sie wird fortlaufend ergänzt. /// **Marlene Borchers**



facebook.com/kulturflaniert

Vom Kiosk zum Späti – schnelle Konsumkultur im Wandel der Zeit

Mal eben die neuesten Schlagzeilen der Tageszeitungen durchgucken und auf dem Weg durch die Stadt ein Eis am Stiel oder ein paar Zigaretten kaufen – Dinge, die bis kurz nach der Wiedervereinigung alltäglich an klassischen Kioskbuden möglich waren, haben sich bis heute in andere Formen von Konsumorten verlagert. Der »Späti« ist es, dem heute am ehesten eine Fortschreibung des kurzfristigen Versorgungsgedankens zugrunde liegt. Aber hat er den Kiosk wirklich abgelöst?

Einen letzten Überrest der großen Kiosk-Ära der 50er bis 90er Jahre kann man in Erfurt nur noch in der Riethstraße erschauen. Nahezu eingepfercht zwischen zwei Litfaßsäulen als ebenbürtig reliktarartige Fossile vergangener Zeiten zeugt ein unscheinbares Kioskhäuschen nur noch recht bescheiden vom Glanz vergangener Tage. Auch zeitgemäße Graffitidekoration kann hier kaum darüber hinwegtäuschen, dass die Tage der eigens nur zu diesem Zwecke aufgebauten und noch solide stehenden Verkaufsbude längst gezählt sind.

Der »Millennial«, also der nach 2000 Geborene, kann wohl kaum noch erahnen, welch heimelige Gefühle bei diesem Anblick in jenen Zeitgenossen aufkommen, die »schon länger jung sind«. Sei es das Anstehen nach einem Eis am Stiel, dessen Verpackung im Sommer mit noch schwimmbadnassen Händen kaum

aufzubekommen war oder der mitgehörte Klatsch und Tratsch der Verkäuferin im Inneren des frei stehenden Pavillons, während man beim Näherrücken schon zu überblicken versuchte, welche Zigaretten noch zu haben sind, und welche Zeitschrift noch nicht vergriffen ist. Der Kiosk war damit einer der wichtigen und in der ganzen Stadt gestreuten Versorgungspunkte für Jung und Alt. Mit Magazinen, Tageszeitungen, Süßigkeiten, Tabakwaren, Getränken, Lottolosen und manchmal auch Blumen gab es alles, was kurzfristige Bedürfnisse auf dem Weg zur Arbeit, nach Hause oder in die Freizeit stillen konnte.

Mit dem Wegfall großer Werke wie Funkwerk, Optima oder Umformtechnik, in deren Nähe sie oft strategisch überlegt platziert waren, verschwanden die Buden bis in die 1990er Jahre zunehmend aus dem Stadtbild



und Orte wie der Gothaer Platz, der Anger, der Nordbahnhof, der Johannesplatz und die Krämpferstraße blieben ohne Kiosk zurück.

Konnte man im legendenhaften »Früher« kaum durch die Stadt laufen, ohne bunte Schlagzeilen auf Titelseiten zu sehen, muss man heute schon äußerst gründlich suchen und ungeheure Geduld mitbringen, will man außerhalb des Bahnhofs oder in einer von sehr wenigen Bäckereien eine Tageszeitung erstehen. Zumindest gibt es in letzteren auch gleich noch ein paar Süßigkeiten für den Weg. Aber Tabak und Getränke?

Der Spätkauf ist wohl in unserem Jahrzehnt ein Ersatz für den Kiosk geworden. Durch Film und Fernsehen hat der Späti in bestimmten Kreisen auch schon einen nicht geringen Kultstatus erreicht. Nicht umsonst ist er in Vorabend-Seifenoperen der Dreh- und Angelpunkt des Geschehens, in der sämtliche Figuren zusammenkommen, um dort alle Waren des täglichen Bedarfs einzukaufen, die sie im Supermarkt um die Ecke wohl locker für die Hälfte des Geldes hätten bekommen können. Aber was zählt, ist das Lebensgefühl: das Spontane, das Kiezgefühl und, dass man dort zufällig immer Freunde und Bekannte oder zur Not halt auch den Späti-Besitzer selbst trifft, mit denen sich weitere Geschichten fortspinnen.

Was im Fernsehen vor allem durch die oft eher bescheidene wirtschaftliche Stellung der Protagonisten (Studenten, Auszubildende, Zivildienstleistende) überspitzt wirkt, spiegelt jedoch ein Phänomen, welches sich auch in Erfurt erkennen lässt: die Späti-Kultur blüht.

Ganz gleich, ob es an Zeitmangel im Alltag oder an zunehmend alternativen Lebensentwürfen liegen mag, die Konsumkultur der Erfurter hat sich auf die frühen bis späten Abendstunden verlagert. Wenn dann 20 Uhr die Tore der Supermärkte schließen, bietet der Späti den einzigen Ausweg ins Reich der Getränke- und Genussmittelindustrie.

»Das was billig ist, geht am besten weg. Daran hat sich in den letzten Jahren nichts geändert«, sind sich die meisten Späti-Inhaber einig. Vor allem Sternburg gehe gut, aber auch andere Erfolgsvarianten wie Pfeffi und Berliner Luft. Schwerer haben es da schon kostenintensivere Craft-Biere, die nichtsdestotrotz immer mehr Einzug in die Ladenregale finden.

Der Getränkeanteil ist es, der in allen Spätis überwiegt. Abgesehen von wenigen Ausnahmen wie »Maiks Laden« in der Leipziger Straße oder der »Haltestelle« in der Andreasstraße haben die meisten Ableger vorwendezeitlicher »Trinkhallen« daher auch größtenteils einfache Namen wie »Getränkeshop«, »Getränkemarkt« oder »Getränkekauf«. Von Säften, Wasser bis zu Bier und Hochprozentigem ist hier alles zu haben. Wenn man Glück hat, gibt es auch Zigaretten und diverse Schokoriegel. Auch das Eis am Stiel hat an ausgewählten Stellen überlebt. Entweder wirbt eine von weitem flatternde Fahne oder ein Aufsteller mit der Möglichkeit zur kühlen Erfrischung.

Der Späti mit dem wohl breitesten Angebot ist in Erfurt wohl das »Youbottle« im Dalbersweg, das zwar keine Zeitschriften, dafür aber noch traditionsreiche und sonst eher als

verschwunden geltende Lollipops und Durstlöcher breit aufgestellter Sorten anbietet. Durch die Nähe zum Luisenpark ist dieser Späti auch einer der wohl am stärksten frequentierten.

Damit ist die Spätikultur in Erfurt noch ganz klassisch aufs Einkaufen und sich Versorgen beschränkt. Aus den Metropolen halten mittlerweile allerdings auch Kulturveranstaltungen in Spätis mittelgroßer Städte Einzug. Hier werden Interviews mit Gästen aus Kultur- und Stadtpolitik geführt, Liederabende veranstaltet oder Poetry Slams gemacht. Eine Idee, die vielleicht auch für die freie Kunst- und Kulturszene der thüringischen Landeshauptstadt interessant sein könnte. // Text und Fotos: Kathleen Kröger



Noch ist die BUGA in weiter Ferne, doch die Planungen werden immer konkreter. Wie viele bereits wissen, soll auf diversen Gera-Armen Gondelbetrieb eingerichtet werden. Doch Ventil e.V. sind nun viel weitergehende, bisher geheime Pläne zugespielt worden: Erfurt soll in den nächsten Jahren zur Hafenstadt werden. Wir finden diese Idee toll und werden sie mit allen uns zur Verfügung stehenden Mitteln unterstützen.

Schlafen im Hafen - auf dem Strom zum Dom

Immer wieder geplant, doch nie realisiert: Die ehemalige Hansestadt Erfurt wollte schon immer einen Hafen mit direktem Zugang zum Meer. Viele Anläufe wurden unternommen, zuletzt in den 1980er Jahren. Damals war das große Schiffshebewerk am Hirschgarten bereits fast fertig, doch dann kam die Wende und damit das Aus.

Nun sollen spätestens zur BUGA 2021 wieder Gondeln Einheimische und Touristen durch die Erfurter Innenstadt schippern. Doch die Pläne gehen viel weiter. Viele haben sich gewundert, warum unser OB plötzlich Interesse am „Zughafengelände“ zeigt. Die Kultur ist nicht der eigentliche Grund. **Es soll dort der neue Erfurter Hafen entstehen, ein Umschlagplatz für Waren mit einem attraktiven Hafen/Bahnhofsviertel mit Theatern, Nachtbars, Hotels und Bordellen nach Amsterdamer Vorbild.**

Auch das Kanalnetz in der Innenstadt wird erweitert, ungenutzte Flächen wie z.B. der Domplatz oder das Steigerwaldstadion werden geflutet. Die „Autofreie Stadt“ wird Realität. Dr. Claudius Schiffer, Leiter der Projektgruppe „Hafen-City-Ost“, weiß um die Vorteile: „Im Hafengelände, an den Kanälen oder am neuen „Dom-See“ können Hausboote ankeren und somit neuen Wohnraum schaffen. Das Nahverkehrsnetz wird ausgebaut, Waren können auf dem Wasserweg in strukturschwache Gegenden (Sömmerda, Sachsen-Anhalt) verschifft werden.“



„Auf dem Strom zum Dom“, so lautet das Motto zum geplanten Katholikentag 2024. Die Eichsfeld-Gera-Route ermöglicht eine direkte Zufahrt zum Großevent. Massentaufen leichtgemacht!

Doch brauchen wir wirklich einen Dom-See? „Spätestens zum Katholikentag werden die Erfurter vom neuen Wassernetz profitieren. **Die Pilger werden über die Unstruth und Gera direkt auf den Domplatz transportiert, ohne dass sie Erfurter Boden betreten müssen.** Die Kanäle können eingezäunt, an den Schleusen Check-Points eingerichtet werden. **Zustände wie zum Papst-Besuch wird es nicht noch einmal geben!**“, verspricht Claudius Schiffer. Wir sind begeistert und helfen gern.



Neuer sozialer Wohnraum am Dom-See. Dieses Haus bietet fünf Personen Platz, und die alten Freunde aus dem „Rieth“ können ganz einfach mit dem Ruderboot zu Besuch kommen.



Sommerliche Idylle am neuen „Zughafen“. Da die Schiffe von Treidlern in den Hafen gezogen werden müssen, macht der Name endlich Sinn. Das „Heimathafen“-Bier oder Erfurter Bratwürste kann man schnell in anspruchlosere Regionen transportieren, auf der Rücktour werden Fisch und leichte Mädchen (wenig Wasser unterm Kiel) in die Landeshauptstadt geliefert.

Ventil e.V. sucht:

- Gondel- und Tretbootfahrer
- Treidler, welche die Schiffe vom Flutgraben in den (Sack-)Hafen ziehen
- Flößer, welche überflüssige Waren (Puffbohnen, Erfurter Bratwürste, „Heimathafen“-Bier) in andere Regionen transportieren
- Dirnen, Sänger, Darstellerinnen (mit und ohne Bekleidung),
- Türsteher, Drogenhändler usw. für das neue Hafenviertel

Ventil e.V.

gemeinnütziger Verein zum kontrollierten Aggressionsabbau

FRAGMENTE AUS DER ABSEITSFALLE



Der RWE gehört zu mir

Tschüss! Arrivederci! Ciao! Goodbye! Au revoir! Wir nehmen unser ganzes Leben lang Abschied: Von der eigenen Taille, von der ersten Liebe, von den erwachsenen Kindern, von guten Freunden, von Lieblingshaustieren, von Illusionen.

Und: Wir nehmen Abschied von Traditionen. Der FC Rot-Weiß Erfurt nimmt Abschied von der dritten Liga. Wobei sich die letzten Spieltage des Drittligadinosauriers mit Peter Neururer, zuletzt Trainer beim VfL Bochum, so zusammenfassen lassen: »Die Stimmung danach, war wie vor dem Spiel. Mit dem kleinen Unterschied, dass wir aus dieser äußerst großen Minimalchance – minimaler geht's gar nicht mehr – eine etwas kleinere gemacht haben, die größer geworden ist.« Wir nehmen Abschied von Fans, die ihrer scheiternden Mannschaft im letzten Spiel noch zujubeln und das in Zeiten wo Scheitern, Verlieren und Misserfolg alles andere als en vogue ist. Wer sich aber durch Niederlagen nicht vergraulen lässt, wer lernt, Niederlagen zu ertragen, der hält am FC Rot-Weiß Erfurt fest, vor allem und gerade jetzt in der Regionalliga. Wer den leichten Weg wählt, endet nur als ein Bayern-Fan.

Aber es gibt auch gute Nachrichten für alle Rot-Weiß-Fans: Der RWE wird in der kommenden Saison nicht absteigen, jedenfalls nicht aus der dritten Liga. Der FC Bayern darf zum Glück nicht mitspielen. Und der Fußball ist auch und gerade in der Regionalliga nicht kaputtzukriegen. Man braucht dafür keine gemeinsame Sprache, man spielt einfach zusammen. »Es gibt keine einfachere und zugleich faszinierendere Spielidee: zwei Tore, da einen rein, da keinen rein, fertig«, sagte einst der Erfolgstrainer Volker Finke.

Wer also als Kolumnenschreiber ansetzt, ein so grandioses Spiel, inklusive seines Lieblingsvereins (Nur der RWE!) in einen prosaischen Text zu gießen und noch dazu gleichzeitig über die gesellschaftlichen Verhältnisse sinniert,

muss zwangsläufig scheitern. Seine aufgereihten Buchstaben sind zu schwach, um den Kern – die Faszination und das Geheimnis des Fußballs und seines Klubs – zu fassen. Insbesondere die Liebe zu Rot-Weiß bedarf einiger Verrücktheit und Besessenheit, um sich auf all seine Komik und den großen Jammer einzulassen. Mit der kommenden Regionalligasaison beginnt die Bedeutungslosigkeit für den RWE im Unterhaltungsfußball. Wie wunderbar! Fußball für Liebhaber! Denn genau darum geht es: um die Liebe zum Verein. Ich freue mich auf die kleinen Begegnungen mit BFC Dynamo, Wacker Nordhausen, ZFC Meuselwitz oder FSV Budissa Bautzen und all den anderen Klubs. Begegnungen, wo sich nicht der Frust über die immer weiter ausdefinierte Kommerzialisierung und Eventisierung des Fußballs Woche für Woche in den Stadien entlädt und die Entfremdung normaler Zuschauer vom Fußball gefördert wird. Vielleicht ist es in der Politik ganz ähnlich wie beim RWE. Da müssten vielleicht auch mal »Einige« absteigen, um wieder zu sich zu finden. Ich selbst jedenfalls freu mich auf ein neues Fußballgefühl, das keinen Karl-Heinz, keine Bundesliga oder gar Champions League braucht. Denn Abschiede können Freude machen und das letzte Hemd hat keine Taschen.

Mit den Fragmenten aus der Abseitsfalle habe ich mich sicher lang und ausreichend beschäftigt. Der Fall »dritte Liga« ist fürs Erste beendet. Wie sang Peter Alexander so schön: »... bei uns in Wien, da sagt man ganz einfach ›Servus‹. Es gibt ka' Musi' ewig, und ka' Glück für ewig, so ist's halt im Leben ... Sag' beim Abschied leise ›Servus‹, nicht ›Lebwohl‹ und nicht ›Adieu‹, diese Worte tun nur weh. Doch das kleine, Wörter'l ›Servus‹, ist ein lieber letzter Gruss, wenn man Abschied nehmen muss.«

Ich sage danke für all die Jahre Aufmerksamkeit und geteilter Liebe zum RWE!

/// Stefan Werner

Termine

7. Juli, 19:00 Uhr, Destille, Erfurt: Wahrheit oder Wein. Lesen ... bis der Mord kommt – Ein unterhaltsamer Abend mit Spannung, Talk, Comedy und einem Überraschungsgast

26. Juli, 19:30 Uhr, mon ami, Weimar: »VORLAUT« trifft »LEA« – Offene Lesebühne in Weimar

3. August, ab 18:00 Uhr, Café Nerly, Erfurt: Schluntz-Fest zum 1. Schluntz-Geburtstag

12. August, 15:00 Uhr, Hotelgarten Villa Altenburg, Pößneck: »Der Garten im Gedicht« – Lesung mit Nancy Hüniger und Christine Hansmann

16. August, 19:30 Uhr, Haus Dacheröden, Erfurt: Traumberuf: Schriftsteller? – Eine Veranstaltungsreihe für interessierte Schreibende und neugierige Leser

28. August, 10 bis 19 Uhr, Krämpfervorstadt, Erfurt: Kultur flaniert 2018

1. September, 17:00 Uhr, Deutsches Nationaltheater, Weimar: Von falschen Prinzen und liebenswerten Monstern – Eine Hochstapler-Lesung mit Texten von Thomas Mann, Harry Domela und René Halkett

3. September, 20:00 Uhr, Café Wagner, Jena: Sebastian ist krank – Lesebühne in Jena

8. September, 18:00 Uhr, Maislabyrinth, Erfurt: Open Air Poetry Slam Festival

19. September, 19:00 Uhr, Predigerkeller, Erfurt: Poetry Slam

Schluntz feiert 1. Geburtstag!

3. August 2018, ab 18.00 Uhr im Café Nerly (Marktstraße 6, Erfurt)

*Mit großer Spendenausschüttung, Live-Musik u.a. von Psycho and SKA Funk'L und natürlich frischem Schluntz!
/// Moderation: Anne Martin*

Schluntz
DAS ERFURTER KULTURBIER

Folgt dem Poetenkönig!

Vor 500 Jahren ging's an der Erfurter Universität rund. Hier brachte Eoban Koch, der sich im Stil der Zeit Eobanus Hessus nannte, seinen Studenten die Grundlagen der Poesie und Rhetorik bei. Abends trank er mit seinen gelehrten Freunden um die Ecke in der Engelsburg, diskutierte über die wichtigen Fragen der Zeit und die Literatur. Eine intellektuelle Zelle des deutschen Humanismus. Schnell nannten die Erfurter deshalb die Engelsburg auch »Poetenburg«. Hier ging der ungekrönte »Poetenkönig« Eobanus Hessus ein und aus.

Seit 2001 fungiert Eobanus Hessus als Namenspatron für den gleichnamigen Schreibwettbewerb, der immerhin 14 Jahre lang für den literarischen Nachwuchs aus Thüringen ausgeschrieben wurde. Mit Franziska Wilhelm, Peter Neumann oder Stefan Petermann konnten sich auch einige der begabtesten thüringischen Jungschriststeller in die Liste der Preisträger eintragen.

Nun, heute ist die Engelsburg ein Club mit angeschlossener Gastronomie, was auch nicht das Schlechteste ist. Aber Diskussionen über Literatur und Philosophie finden in der Landeshauptstadt an anderen Orten statt. Zum Beispiel im Kultur: Haus Dacheröden. Hier residiert der Herbstlese-Verein, der nicht nur das gleichnamige Festival veranstaltet, sondern mit kontinuierlichen Schreibwerkstätten und einer Lesebühne auch Förderangebote für junge Autorinnen und Autoren bereithält. Hier ist der Hessus-Wettbewerb, der nach zwei Jahren Pause nun wieder ausgeschrieben wurde, sehr gut aufgehoben.

Am Wettbewerb können Schreibende zwischen 18 und 30 Jahren teilnehmen, die in Thüringen leben. Es gibt kein übergeordnetes Thema, zu dem Texte verfasst werden sollen, lediglich die Eingrenzung auf die Gattungen Prosa und Lyrik. Prosatexte dürfen einen Umfang von maximal 10.000 Zeichen (inklusive Leerzeichen) haben, bei der Lyrik können bis zu drei Gedichte eingereicht werden. Die Texte werden von einer Jury bewertet. Vergeben werden drei Hauptpreise, jeweils mit 400 Euro dotiert, sowie drei Förderpreise in Form der Teilnahme an einem Workshop zum Kreativen Schreiben. Außerdem wird zur Preisverleihung am 30. November ein Publikumspreis für die beste Textdarbietung vergeben. Alle Einsendungen sind per E-Mail bis zum 1. September an eobanus-hessus@herbstlese.de zu senden.

Auch das hEFt ist weiterhin als Medienpartner mit dabei. Wie in den letzten Wettbewerbsjahren auch werden die Preistexte im Magazin veröffentlicht. Also, folgt dem Poetenkönig und bewirbt euch mit euren Texten!/// red

Kulturmacher eures Herzens gesucht!

Die freie Kulturszene Thüringens ist vielfältig. Da ist das Musikfestival auf dem Land, das Theaterspektakel in der Kleinstadt oder das Kulturzentrum im Stadtteil. Mit ihren spartenübergreifenden und offenen Angeboten sind soziokulturelle Zentren und Kulturvereine Knotenpunkte kulturellen Lebens in den Städten und Regionen. Oftmals jedoch fehlt die Würdigung und Anerkennung.

Der KULTURRIESE-Förderpreis der LAG Soziokultur Thüringen ist eine gute Möglichkeit, das zu ändern. Er zeichnet Vereine, Projekte und Initiativen aus, die sich entweder durch ein außergewöhnliches Engagement oder durch besondere Zugänge und Formate in der Soziokultur und ihren Randbereichen hervorgehoben haben. Ab sofort können sich wieder thüringische Kulturvereine, Initiativen und Projekte für den Preis bewerben – oder können vorgeschlagen werden. Bewerbungen oder Vorschläge sind bis zum 31. August über das Bewerbungsformular unter www.soziokultur-thueringen.de an die LAG Soziokultur Thüringen zu richten.

Aus allen Einsendungen nominiert eine unabhängige Jury bis zu fünf Bewerber, aus denen der KULTURRIESE gewählt wird. Der Preisträger erhält 1.111,11 Euro; die Nominierten 333,33 Euro. Zudem kann ein Sonderpreis der Jury vergeben werden.

Der unabhängige Kulturpreis wird seit über zehn Jahren jährlich vergeben. Bisherige Preisträger waren unter anderem die Alte Papierfabrik Greiz, das Kulturkollektiv Goetheschule aus Lauscha oder das Klanggerüst aus Erfurt. Wer soll's in diesem Jahr werden? Bewirbt euch oder schlagt den Kulturverein eures Herzens vor! /// red

Relevanz- maschinen

Ein Zusammenlesen deutschsprachiger
Kulturmagazine

Die Abgesänge des Gedruckten sind vielzählig, vielhörig und vor allem uralt, zumindest um einer Konkretisierung wegen, älter als die etwaigen Konkurrenzmodelle – meint in diesem und flachs ›unserem‹ Fall DAS Digitale. Über Einverleibungen, Assimilationen und Aktualisierungen wird genug geschrieben, genug geschwiegen und damit viel gesagt. Und da dies keine weitere Spielwiese werden soll, auf der sich PessimistInnen, FatalistInnen und PrognostizistInnen, OrakelistInnen mit Steinen bewerfen, wird hier von möglichen Globalisierungen eines (Nicht-)Phänomens abgesehen. Das ›Warum‹ oder eben ›Warum-nicht‹ also denen dort zwischen Sand und verrosteten Metallgestängen, zwischen Hecken und marodierten Plastikschaukeln.

Hier was anderes: Empfehlungen zur Papier gewordenen Debatte, zum Kauf und zur Lektüre der umwegig zirkulierenden Magazine und Zeitschriften. Verweis, Fingerzeig und Abriss – ohne Gewähr zwar, dafür mit Leidenschaft.

Der Annahme folgend, dass Relevanz nichts per se Gegebenes ist, sondern erst durch Ein- und Ausspeisungen, durch Auf- und Abnahmen in diskursiven Feldern, die ebenso wenig per se gegeben sind, erzeugt wird, soll hier, als Quasi-Bedingung-der-Möglichkeit von weiteren Feldern der Verhandlung, zusammengestellt und kommentiert sowie raus- und damit reingetragen werden.



Merkur, Nr. 828:

Der Schein im Unklaren – Die Mehrfachproletarisierung der Frau – Kleine Geschichte der transitären Aufmerksamkeit in fünf Bildern

»as interesting as ignorable« (S. 22)

Da der Merkur so sehr ›Berlin‹ ist, wie das Redaktionsbüro ›Charlottenburg‹ (man denke nur an Herr Lehmanns Skepsis), sorgen die ersten Absätze von Jan von Brevens »Kunst am Flughafen« für Unbehagen: Flughäfen und Berlin, ein feuilletonistisches Schreckgespenst. Zu Unrecht! Denn was auf den nächsten Seiten folgt, ist ein kunsthistorischer Abriss, eine kleine Geschichte der Aufmerksamkeit. Anhand von fünf Flughäfen, respektive der dort ausgehängten (vielleicht nicht ›ausgestellten‹) Kunst breitet von Brevens Annäherung, wie es im Untertitel heißt, zu den spezifischen Bedingungen von Kunst(-nicht)betrachtung oder Kunst(-nicht)beachtung in denen als genuin kunstfern gedachten Räume wie Wartehallen und Gateways aus. Dabei wird sowohl das ›Sehen‹ und ›Betrachten‹ (von Kunst) historisiert als auch deren Wandelbarkeit thematisiert. Doch bleiben seine Annäherungen nicht beim Subjekt des Betrachtens stehen: Gleichsam ist »Kunst am Flughafen« auch Sprachrohr für die Objekte und Institutionen, deren Assimilationsbegehren und Interaktionsfähigkeit innerhalb der Stahlbetonkonstruktionen sowie den Massen im Transit.

Außerdem im Merkur ein ausdifferenziertes Loblied auf die Unverständlichkeit philosophischer Texte von Andreas Dorschel, der darüber den Spalt auszuleuchten versucht, der immer dann aufreißt, wenn einerseits der Anspruch auf demokratisches Schreiben und andererseits die Berufung auf die Relativität jeglichen Verstehens aufeinanderprallen sowie ein fundiertes Augenmerk auf die Prozesshaftigkeit von (Mehrfach-)Proletarisierung in ihrer Kritik mit dem Titel »Klasse – Frau« von Sabrina Hagel.





Diaphanes Magazin, Nr. 4:
Fremdheit der Zeichen – Immaterielle Orte der
Begegnung – Lücken der Kommunikation

»I wouldn't class things like sunlight falling onto
a flower as communication« (S. 77)

›Was wäre wenn?‹ – die einleitende Formel einer klassischen Hypothese fungiert, ähnlich wie bei allen Beiträgen des Magazins, als Mantra des vielstimmigen Artikels »Xenolinguistics«. Einleuchtend eigentlich, denn das Fremde ist fremd bis es bekannt ›wird‹ und so lange bleibt jede Aussage darüber hypothetisch, zwangsläufig vage und unbestimmt. ›Was wäre wenn Menschen jemals auf außerirdische Kreaturen treffen würden und sich angesichts der Situation gezwungen sähen mit ihnen zu kommunizieren?‹ Wie, auf welcher Grundlage, in und mit welcher ›Sprache?‹ Scheinbar plumpe Sci-Fi-Konstellation trifft auf Linguistik, waghalsige Hypothetik trifft auf den aktuellen Forschungsstand einer Wissenschaft. Dabei sind die angeführten Expertenschnipsel, als Antwort auf die sprengende Was-wenn-Frage, weniger in ihrer Spekulationshaftigkeit (auch das natürlich!) von Interesse, als vielmehr spannend gelesen als Wiederaufnahme eines Nachdenkens und Nachvollziehens klassischer linguistischer Theoreme, die darüber eine Überprüfung erfahren. Die absolute Abstraktion verweist hier also direkt zurück auf unsere alltägliche Kommunikation, die scheinbaren Bedingungen der Möglichkeit einer solchen und unser Verhältnis zur angenommenen Selbstverständlichkeit von Konsens.

Außerdem im Diaphanes Magazin Jean-Luc Nancys (?) »Zah Zuh«, ein Wortverprengungsspiel, in dem Unverortbarkeiten, Selbstvergessenheit und Selbstversprengung auf der Suche nach einem möglichen Selbst im Fremden in Form einer un-lesbaren Versuchsanordnung verhandelt werden und der Abdruck von Nachlasstexten der portugiesischen Autorin Maria Gabriela Llansol. Ein »fortlaufende[s] Gebären einer Figurengemeinschaft« (S.119), ein rauschhaftes Zusammenkommen, das zwar bereits auf den abgedruckten zwei Seiten überfordern kann, aber dennoch zur Lektüre des Getümmels anregt.



Edit, Nr. 74
Briefe von und an PlatzhalterInnen – Mienenfelder
der Sprache – Viele. Herrenlos. Grenzenlos.

»Duško machte mich ausländischer, als mir
geheuer war« (S. 63)

Es sind neun kurze Einträge, Versatzstücke mit Jahreszahl und Kurztiteln bestehend aus lediglich einem Wort, die sich in Aris Fioretos »Die Hunde von Sarajewo« begegnen und in Dialog treten. Die Zeitspanne reicht dabei von 1914 über 1971 bis 2017: Vom Attentat auf Franz Ferdinand über das Zweite Jugoslawien bis zur Siebenteilung des Verbundes (offiziell-inoffiziell) 2006. Dabei ist es bemerkenswert, wie viel Fioretos in verkürzten Ellipsen verhandelbar werden lässt – es ist Einzelschicksal von Migrationen geprägt, geteiltes Leid und Trauma sowie transnationale Verwirrung und Uneinigkeit, die in diesem Text zu Stimme werden. Und dazwischen die titelgebenden Hunde [von Sarajewo], zu lesen als Variable und Verweis auf die Ersetzbarkeit von geographischem Raum und die Allgegenwart des Irrsinns von Grenzen, an Schollen gebundene Identitäten, kurz den Glauben an Nationalstaatlichkeit als Zugehörigkeits-Maschine. Eine Maschine, die migrantisiert, ein- und ausschließt. Wie in der oben anzitierten Klassenraum-Erinnerung, wo vermeintliche Hilfestellung umschwingt in Ausschluss und ideologisch aus einem ›Schüler‹ einen ›Ausländer‹ macht.

Außerdem in der EDIT: »LOOK«, Gedichte aus dem Lyrik-Debüt von Solmaz Sharif, in dem die Autorin dem oft fatalen und, ja, mörderischen Verzerren sowie Verkleiden von Begriffen, Konzepten und Definitionen entgegen schreibt. In Abarbeit an dem »Dictionary of Military and Associated Terms« werden Wortmissbrauchsfälle in Konfrontation mit der eigenen Erinnerung sowie scheinbar beweiskräftigen Bildern gebracht um damit mögliche Deutungshoheit in der minutiösen Berechnung von Wortraum und Textstruktur zu spiegeln. Ähnliches in Heike Geißlers Briefkonvolut, in dem das »X« hinter »Liebe(r)« seine Formelhaftigkeit aushandelt, um darüber als Stimmenumverteilungsknoten lesbar zu werden, an dem Dialog und Monolog, eigen-selbst und fremd-ungesagt kulminieren und Textur werden. Eine Infragestellung von hierarchischen Sprech- und Schreibrollen und somit: Anschreiben als an-(jemanden) und GEGENSCHREIBEN.



Volltext, Nr. 1/2018
Öffentliches und Geöffnetes –
Bonner Mief

»Welch ein Pfusch, wohin man auch sieht
und hört« (S. 67)

Die Heimsuchung eines Zeitgeistes, der in den Wendungen, Namen und vor allem dem Duktus eines Schreibens schlummert(e), und der mit den »Nicht zur Veröffentlichung bestimmten[ten]« Tagebüchern der Lyrikerin und Verlagslektorin [erst bei Luchterhand, später bei Suhrkamp in Frankfurt] Elisabeth Borchers wieder frei herumspuken darf. Beunruhigend. Doch, nun, wer's mag, für 22 Euro die gesamte Ladung Nachkriegs-Deutschland-Literaturszenen-Posse bei weissbooks.w oder für 5,90 Euro drei Seiten Abdruck in der Volltext. Dafür gibt es hier allerhand, doch vor allem viel Staub und Muff der biedereren Wohnzimmer (häufig = Besprechungszimmer, vgl. Siegfried Unseld als Chef-Gespenst), der aus (fast) jedem Wort trieft und den marin-blauen E-Klasse Benz aus jeder deiktischen Konstruktion vor den Augen der LeserIn sich materialisieren lässt. Darin fahren sie alle, die Reich-Ranickis samt Gattin, die Walsers, von Gersdorfs, die Handkes, Hamms und Beckers... loben sich, kritisieren und zerreißen sich, beleidigen sich oder streiten darüber ob sich bei Handke ein junger Mann unter der Dusche einen runterholen darf oder nicht. BRD noir at it's best. Aber wer's mag! Wie gesagt: Für 22 Euro bei weissbooks.w. Für 5,90 Euro in der Volltext.

Außerdem in der Volltext Thomas Stangls Quasi-Einleitungsschrift »Manchmal möchte ich die Sterne essen« in das Werk von Michel Leiris, das in seiner Gänze betrachtet die produktive Hybridität zwischen Autofiktion, Autobiographie, Tagebuch, ethnographischem Bericht und Biographie des 20. Jahrhunderts nachvollziehbar werden lässt. Eine Einleitung, ein Porträt, eine Analyse und vieles dazwischen – vor allem aber Anreiz zur (Re-)Lektüre der Auto/Bio/Ethno... – Graphien von Michel Leiris.



Metamorphosen, Nr. 20
Dilemma der Unsterblichkeit –
Brücken über Gräben

»Traurige Unsterbliche in der Fiktion gegen euphorische
Noch-Nicht-Unsterbliche im Silicon Valley.« (S. 21)

Auf leider zu knapp bemessenem Raum versucht sich, unter dem Motto-Titel »Alchemie« der aktuellen Ausgabe der Metamorphosen, Philipp Böhm an einer durchaus sinnigen und notwendigen, meint relevanten Zuspitzung des Dilemmas der Unsterblichkeit. Das in Science Fiction Literatur (und Film) seit jeher virulente Phantasma der Unsterblichkeit wird hier eng geführt mit dem realen (?) Phantasma (gen-)biologischer und computertechnologischer Forschung im Silicon Valley. Dass sich auf oben bemängelten engen Raum nun also melancholische Vampire, Superreiche hinter Dämmen (hier könnte man auch auf Emmanuel Coccia und Bruno Latour weiterverweisen) und skurrile Biokosmisten tummeln, ist ebenso einleuchtend wie aufschlussreich. Dass daneben oder darüber Fragen über den (Stellen-)Wert des Todes, die Bedeutung eines Endes sowie die Allgegenwart von Gewalt in unseren Gesellschaften diskutiert werden, ebenso. Und so kann man nur drei Dinge tun: 1) den Artikel lesen 2) die Kürze betrauern und 3) das leicht platitudenhafte Fazit als Mantra zitieren: »Einzutreten wäre für etwas anderes: nicht das ewige Leben für alle, sondern ein Leben für alle, das sich weniger nach Tod anfühlt.« (S. 22).

Außerdem in der Metamorphosen ein zwar etwas fade moderiertes, unter dem Titel »Die Formel als Gedicht« abgedrucktes Interview mit dem Physiker Klaus Mecke und der Germanistin Aura Heydenreich über mögliche Ansatzpunkte interdisziplinären Arbeitens, Forschens und den darüber entstehenden Raum für Austausch und Aushandlung. Fade zwar aber in seiner Stoßrichtung überaus relevant: Die Bibliothek als Labor, Adorno und der Teilchenbeschleuniger, Berührungängste und Popularisierung von wissenschaftlicher Erkenntnis, da scheint vieles zu holen. /// Max Walther

Jenseits der Städtekette

Soziokultur in kleinen und mittleren Städten hat es nicht einfach. Trotzdem entstehen hier die spannendsten Projekte. In Scheunen, Schlössern, stillgelegten Bahnhöfen oder ehemaligen Fabriken. Das kulturelle Engagement beeindruckt. Selten wird es gewürdigt, noch seltener gefördert. Eine Zwischenbilanz der hEFt-Rubrik »Aus der Provinz« 2010 bis 2018



21 Mal haben wir in unserem Feldforschungsprojekt »Aus der Provinz« Station in Thüringer Städten und Gemeinden gemacht und sind mit Kulturakteuren ins Gespräch gekommen. Alle Interviews der Reihe »Aus der Provinz« können kompakt unter www.heft-online.de heruntergeladen werden. Filmportraits zu den von uns besuchten Projekten Alte Papierfabrik Greiz, Kulturkollektiv Goetheschule Lauscha und Paul-Gustavus-Haus Altenburg gibt's unter www.soziokultur-thueringen.de

Thüringen ist klein. Und kleinteilig. Jahrhundertlang war das Land in verstreute Herzog- und Fürstentümer zersplittert. Kleinstädte wurden Residenzen und bekamen ein Theater, ein Schloss, einen Park. Mit der Industrialisierung gewannen vor allem jene Städte an Bedeutung, die entlang der alten Handelsstraße *Via Regia* lagen – da, wo heute die Autobahn A4 verläuft. Von hier aus wird auch heute noch das Land gesteuert, politisch und administrativ. Hierher kommen die Touristen und die Geschäftsleute. Hier werden Kultur und Standorte vermarktet.

Doch was ist mit den Klein- und Mittelstädten jenseits der Städtekette? Hier schlägt doch das eigentliche Herz des kleinsten Freistaates der Welt! Hier in den verstaubten Residenzen, den Dörfern ohne Kneipe, den Heimatstuben, Glashütten, Waldgaststätten, den verlassenen Schulen und Bahnhöfen. Im Hinterland also, in den sogenannten ländlichen Räumen. Manche sagen auch: Provinz.

Mit der Rubrik »Aus der Provinz« starteten wir im Frühjahr 2010 im hEFt ein kleines Feldforschungsprojekt zum Zustand der freien Kulturszene jenseits der urbanen Zentren. Wer sind die Kulturmacher in Sömmerda? Was tut sich in Altenburg? Wie ist das kulturelle Klima in Hildburghausen oder in Pößneck? Wie sehen die Akteure ihre Stadt? Mit welchen Problemen haben sie zu kämpfen? Und welche kulturpolitischen Maßnahmen könnten ihre wichtige Arbeit befördern? In den acht Jahren haben wir 21 Städte und Dörfer besucht und Interviews geführt – mit den Kulturschaffenden und (wenn es möglich war und es sie überhaupt noch gab) mit Vertretern der Kulturverwaltung und -politik.

Paukenschlag in Suhl

Los ging es gleich mit einem Paukenschlag. Für den ersten Beitrag fuhren wir in die alte Waffenstadt Suhl. Wir führten ein Gespräch mit dem Macher der »Provinzkultur«-Veranstaltungsreihe, Hendrik Neukirchner. Dazu schrieb Maria Luisa Leybold, damals gerade 14 Jahre, einen Text, in dem sie ihre Erfahrungen als Heranwachsende in ihrer Heimatstadt schilderte: Drogen, Langeweile, rechte Subkulturen. Sie schloss den Text mit der Ankündigung, die Stadt verlassen zu wollen, obwohl sie den Wald doch so liebe. Ein nicht wirklich überraschendes Statement einer Jugendlichen, die die Welt und nicht nur die nahen Wälder erkunden wollte. Das sah der Suhler Oberbürgermeister nicht ganz so. Für ihn wurde die Stadt durch den Text verunglimpft. Er bestellte die Autorin zum Levitenlesen ins Rathaus. Genützt hat es nichts: Heute wohnt Maria Luisa in Leipzig. Ob sie je wieder nach Suhl zurückkommt?

Die kleine Anekdote steht sinnbildlich für die Situation in vielen kleineren Städten, wie wir sie in den folgenden Interviews immer wieder zu hören bekommen haben: Junge Menschen finden kaum kulturelle Angebote, um sich auszuprobieren; die Stadtoberen finden keinen Zugang und halten an Hochkultur und Tradition fest. Und über all dem hängt das demografische Damoklesschwert – die Furcht vor weiterer Abwanderung und Überalterung.

Kleinstadthelden

Gibt es noch Hoffnung? Wenn man die Aussagen der von uns interviewten Kulturmacher noch einmal liest, möchte man sagen: Ja, natürlich! Denn sie sind die, die mit ihrem außergewöhnlichen Engagement und ihrem jugendlichen Enthusiasmus allen Widrigkeiten trotzen und Neues wagen. Sie machen aus leerstehenden Gebäuden soziokulturelle Zentren, schaffen Orte für kulturelle Teilhabe und entwickeln spannende Veranstaltungsformate, sie nehmen die lokalen Traditionen auf und transformieren sie ins Zeitgenössische. Meist sind es einzelne Anschieber, um die sich Gleichgesinnte scharen. Sie sind zurückgekehrt oder zugezogen, manche sind auch dageblieben. Die Wissenschaft nennt sie neuerdings *Local Heroes* – Kleinstadthelden. Doch was den Helden am meisten fehlt ist Anerkennung und Förderung.

Drei Aspekte, die in unseren Interviews immer wieder eine zentrale Rolle gespielt haben, sollen nachfolgend etwas näher beleuchtet werden.

Klimazone Kleinstadt

Das kulturelle Klima in der eigenen Stadt wurde von den meisten der Befragten als durchaus gut eingeschätzt. Es gibt eine Vielfalt an Vereinen und Initiativen, die im Kultur- und Bildungsbereich aktiv sind. Natürlich spielt auch das kulturelle Erbe eine wichtige Rolle. Das beginnt bei der oft reichhaltigen historischen Bausubstanz und endet bei den traditionellen Stadtfesten. Insbesondere in den ehemaligen Residenzstädten sind die Stadttheater sehr wichtig.

Auf der anderen Seite bemängelten viele unserer Gesprächspartner, dass es zu wenig Angebote im Bereich von Jugend- und Soziokultur gebe und dass die traditionelle Kultur zu sehr im Fokus des städtischen Engagements im Kulturbereich stünde. Hier gebe es oft zu wenig neue Impulse. Florian »Prinz Chaos II« Kirner etwa bemängelte in Bezug auf Hildburghausen: »Es herrscht ein Mangel an Visionen, und die Fragen, wie das hier in zehn Jahren aussehen soll und was dafür benötigt wird, kann dir niemand beantworten.« Für Julia Ackerschott, Kulturmanagerin in Südthüringen, werden viele Dinge allerdings nicht aus mangelndem Willen oder aus Unfähigkeit heraus unterlassen, sondern aus der Angst heraus, bei anderen in Ungnade zu fallen.

Hinzu kommt die schwierige Haushaltssituation vieler kleinerer Kommunen und Städte. Eine finanzielle Förderung von soziokulturellen Vereinen oder Initiativen findet hier nur in geringem Maße oder gar nicht statt. Ausnahmen bestätigen hier die Regel. Dabei sind die Akteure in vielen Städten ein wesentlicher Faktor für ein gutes kulturelles Klima. Viele leisten trotz ihres meist rein ehrenamtlichen Engagements professionelle Kulturarbeit und sind gut in die städtischen Strukturen eingebunden. Sie ermöglichen kulturelle Teilhabe und schaffen neue Orte dafür. Andererseits ist es immer wieder überraschend, dass selbst in kleineren Städten der Vernetzungsgrad zwischen

den Kulturakteuren zuweilen recht gering ist, ja dass man sich nicht einmal kennt.

Die Mehrzahl der Akteure weiß um die Potentiale ihrer Stadt. Aber auch um die Grenzen. Tino Bamberger vom *Theater am Markt* in Eisenach brachte das Problem der kleinen Mittelstädte auf den Punkt: »Sie sind zu groß, um klein zu sein – und zu klein, um wirklich groß zu werden.«

Rückkehrer und Dagebliebene

Von Abwanderung, Geburtenrückgang und der damit verbundenen Überalterung der Bevölkerung sind alle Städte seit 1990 betroffen. Die Einschnitte sind noch immer beträchtlich – insbesondere bei den Zwanzig- bis Vierzigjährigen. Toni Köhler-Terz vom *Kulturkollektiv Goetheschule* aus Lauscha hielt es hier mit schwarzem Humor: »Die jungen Leute können nicht mehr abwandern, wir haben in Lauscha schon fast keine mehr«. Das hat natürlich auch Einfluss auf die Kulturarbeit der Akteure, zum einen hinsichtlich der Akquise von Publikum, zum anderen von potentiellen Mitstreitern. Nikolai Warth vom *Projekte M* aus Meiningen: »Es ist definitiv eine Herausforderung, die wir oft auch nicht bewältigen, Menschen, die hier was bewegen oder bewegt haben, zu halten oder einen Wechsel der Generationen hinzubekommen.«

Was hält also die Kulturmacher in den kleinen Städten? Das zentrale Motiv heißt: lokale Verwurzelung. Ein Gefühl von Zugehörigkeit und Heimat spielte bei sehr vielen Akteuren eine wichtige Rolle. Aus diesem Grund blieb man. Oder ist wiedergekommen. Denn ein typisches Muster ist der »Rückkehrer«. Nachdem man die Welt gesehen, studiert oder woanders gearbeitet hat, treibt es viele wieder in die alte Heimat. Stefan Wenzel vom ehemaligen *Haus der Pioniere* in Gera sagte es so: »Ich war zwar weg, aber nie so ganz.« Wer zurückkommt, hat viele Erfahrungen, neuen Ideen und meist ein anderes Kulturverständnis im Gepäck. Und die kleinen Städte haben ja auch Vorteile. Hier lassen sich Dinge zuweilen einfacher umsetzen: es gibt leerstehende Räume, günstige Mieten und kurze Wege. Noch einmal Toni Köhler-Terz' Blick auf Lauscha: »Das ist eine kulturelle Einöde, da muss man eben selbst was auf die Beine stellen. Und es kostet Kraft das zu erarbeiten und die Leute zu begeistern. Und es braucht alles seine Zeit, aber es läuft auch entspannter als in der Großstadt.«

Inzwischen gibt es auch aufgrund der besseren Beschäftigungslage in einigen Städten und Regionen wieder Zuzug. Junge Familien kehren zurück, andere fliehen auf der Suche nach einem entspannteren Leben aus den großen Städten in überschaubare Strukturen. Gute Aussichten, auch für die Soziokultur.

Würdigen und fördern

Doch was brauchen sich die Kulturmacher für die Zukunft? Was würde ihre Kulturarbeit unterstützen? Neben Fragen der kulturellen Grundversorgung der Städte (»Ein Kino für Apolda!«)

waren es vor allen drei Dinge, die uns immer wieder genannt wurden.

Offenheit von Politik und Verwaltung: Beide haben entscheidenden Einfluss auf das Gelingen oder Scheitern von Kulturprojekten. Begreifen sie die Förderung der Kultur als gesellschaftliche und damit ihre Aufgabe, ist viel gewonnen. Thomas Mayenfels von der Baracke 5 aus Ilmenau: »Ich würde mich freuen, wenn die hiesige Politik und Verwaltung endlich die Scheuklappen von den Augen nimmt und registriert, was hier alles passiert«. Ihr Vertrauen in die Akteure, ihre Wertschätzung und ihre Offenheit für unbekannte, vielleicht auch unbequeme Ansätze kann entscheidend für den Erfolg der Kulturprojekte sein.

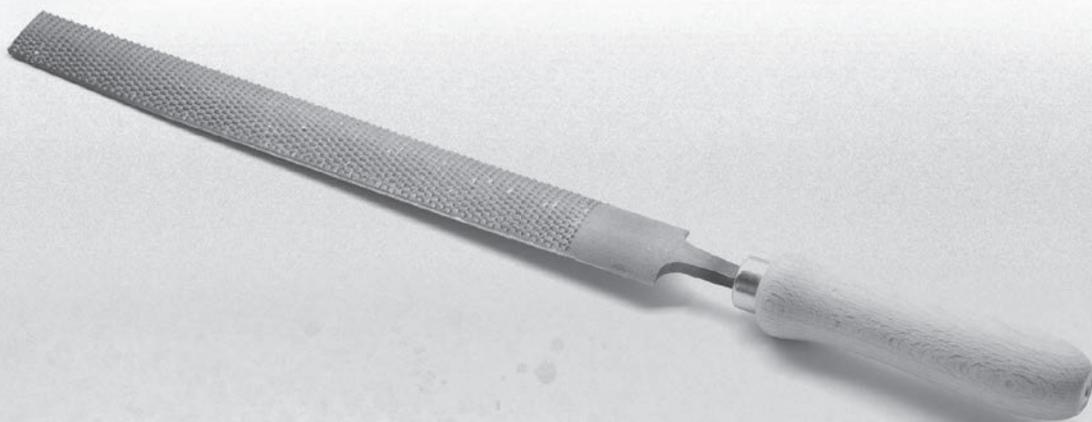
Kulturfördernde und kooperative Verwaltung: Die Möglichkeiten der Unterstützung für die Projekte und Initiativen sind vielfältig und müssen nicht immer monetärer Art sein. Von kostengünstiger Überlassung von Räumlichkeiten über das Nutzen von Spielräumen in Verwaltungsvorschriften bis hin zu Beratung oder der Organisation von regelmäßigen Vernetzungstreffen. Voraussetzung hierfür sind entsprechende fachliche Strukturen in den Verwaltungen.

Kommunalisierte Kulturförderung: Trotzdem sind viele der meist rein ehrenamtlich arbeitenden Projekte auf finanzielle Förderung angewiesen. Wenn es hier Zuwendungen gibt, dann meist über zeitlich begrenzte Projektförderungen durch Land oder Bund. Um eine kontinuierliche Arbeit zu gewährleisten, gilt es für die Kulturpolitik, die Förderpraxis in Zukunft wieder stärker zu kommunalisieren und Strukturen dauerhaft zu fördern, statt auf punktuelle Landes- oder Bundesförderung zu setzen.

Christoph Goelitz, ehemaliger Leiter der *Thüringischen Sommerakademie* in Böhlen brachte im Interview im Juli 2014 die Situation der freien Kulturszene nochmals auf den Punkt: »Ich sehe eine Verhärtung oder Einengung der Rahmenbedingungen für die eigentlichen soziokulturellen Projekte und deren Akteure, denn gerade dort gibt es zunehmend prekäre Arbeitsverhältnisse, einen unverändert schwierigen Stand in den Kommunen, die sich im Zweifel eher nicht zuständig fühlen. Dazu kommen der Investitionsstau mangels Förderung und ein zunehmender Druck durch behördliche Auflagen und Bürokratisierung. (...) Gute Ideen, junge Idealisten und neue soziokulturelle Projekte sind immer wieder da, werden aber seltener gewürdigt und noch seltener gefördert als früher.«

Ein schönes Beispiel für ein schier grenzenloses Engagement ist die *Alte Papierfabrik Greiz*, die wir im April 2011 besucht haben. Seit über 15 Jahren baut eine Gruppe von Enthusiasten das ehemalige Industriegelände zu einem soziokulturellen Zentrum aus. Im Ehrenamt und mit wenig Förderung. Peter Schmidt und seine Mitstreiter stellten sich dabei eine Frage immer wieder aufs Neue, die nicht nur alle Verheißungen der Soziokultur in sich trägt, sondern auch die Grenzen des Engagements deutlich macht: »Machen wir jetzt erst mal wieder Kultur oder bauen wir weiter?« Wir hoffen auf beides. Und das nicht nur in Greiz. /// **Thomas Putz**

Am hEFt feilen ...



Du schreibst gerne, bist neugierig und hast ein bisschen Zeit übrig?

Dann melde dich bei uns – wir suchen Verstärkung für unsere hEFt-Redaktion!

Per E-Mail: redaktion@heft-online.de oder komm einfach mittwochs zwischen 17 und 19 Uhr in unserem hEFt-Büro (Salinenstraße 141, Ecke Magdeburger Allee) in Erfurt vorbei.

Was ist kloß in Heichelheim?

hEFt unterwegs im Kloßmuseum in Heichelheim

Schon lange mahnen Ärzte, bei der Dosierung von Medikamenten zu berücksichtigen, welchem Geschlecht der Patient angehört und ob es sich um ein junges oder älteres Individuum handelt. Dass nun auch die Region erfasst werden müsse, aus der ein Patient kommt, ist erst seit kurzem wieder in den Fokus der Ärzteschaft und der breiten Öffentlichkeit geraten: Als Heiner Soßt, 72, ein lebenslustiger Rentner, der sich Anfang März dieses Jahres zum Genusswandern im Sauerland aufhielt, wegen einer akuten Entzündung der Bauchspeicheldrüse in einem Kreiskrankenhaus in Lüdenscheid vorstellen musste, ahnte das noch niemand. Soßt galt nach der Therapie mit Amylasetabletten als verschollen. Er soll vor der Einnahme der Tabletten, die das Enzym zur Verdauung von Kohlehydraten enthalten, welches normalerweise die Bauchspeicheldrüse bildet, von der Pensionswirtin Gerda Wirth in sein Zimmer begleitet worden sein, weil er sich vor Schmerzen krümmte. Sie sah noch, wie er zwei Tabletten mit einem Glas Wasser hinunterspülte, dann ließ sie ihn allein. Am nächsten Tag wartete die Genusswandergruppe vergeblich auf Herrn Soßt. Frau Wirth, die der herbeigerufenen Polizei Zugang zum Zimmer des Kranken verschafft hatte, konnte nur fassungslos von einem fettigen Glibberfleck auf der Badezimmergarnitur berichten. Der Glibber bestand aus menschlicher DNS wie ein Polizeisprecher bekannt gab. Die Bevölkerung wurde gebeten, wichtige Hinweise auf Herrn Soßts Verbleib bundesweit an jede Dienststelle mitzuteilen. Ein Bild von Herrn Soßt in der Thüringer Tagespresse alarmierte uns. War uns Herr Soßt nicht bei unserem Besuch im Thüringer Kloßmuseum aufgefallen? Hatte er nicht am Nebentisch mindestens acht Klöße verdrückt und dies durch Rülpsgeräusche unterstrichen, so dass man nicht umhinkam, ihn zu bemerken?

Jener Besuch erschien uns bis Erscheinen des Artikels nur denkwürdig. Wir hatten Heichelheim in Erwartung harmloser Unterhaltung angefahren. Thüringer Klöße als Gegenstand einer Ausstellung! Das ließ uns schon auf der Hinfahrt Kloßwortspiele erfinden. Im Nachhinein sollte sich herausstellen, dass es sich bei der Verkloßung der Besucher mit Klößen um eine absichtsvolle Massenverkloßung handelt, mit dem Ziel, aus ahnungslosen Besuchern Thüringer zu machen. Über Gründe können wir nur spekulieren, denn Auskunft erhielten wir, wie bei jeder richtigen Verschwörung, nicht.

Bei unserer Ankunft fiel uns der bunte Museumseingang auf, der sich deutlich vom grauen Fabrikgebäude im Hintergrund abhob. Alles wirkte friedlich, nur ein wenig in die Jahre

gekommen sah das Museum aus. Davor standen Reisebusse mit außerthüringischen Kennzeichen. Als wir das Museumsgebäude betraten, wurden wir vom heimeligem Geruch nach Kloßteig begrüßt, der von der Essensausgabe kam. Eine Gruppe holte sich gerade ihre Portion Klöße mit Rotkohl und wir staunten. Wie man so viele Klöße schaffen sollte, war uns ein Rätsel. Nachdem wir durch ein Drehkreuz geschoben wurden, führte uns eine Treppe in eine große Halle voller »Kloßmobile«. Wir schauten uns damals schon irritiert um und versuchten herauszufinden, welche tieferliegende Begründung diese Ansammlung an Fahrzeugen hatte. Heute vermuten wir, die Lada, Trabante, Wartburge, Simsons und Schwalben befinden sich dort, um die Thüringer Kultur noch umfassender zu beleuchten, als es durch eine Ansammlung von Kloßionalien möglich ist. Eines der Fahrzeuge diente wahrscheinlich wirklich zur Auslieferung von Klößen. Der Rest war DDR-Romantik, die unsere Herzen locker zerteilen und ihre harten Croutons aufweichen sollte. Obwohl wir bis zum Museumsbesuch keine Thüringer waren, wurden wir kloßtalgisch und weinten ein bisschen beim Anblick der Autos.

Vor dem eigentlichen Kloßmuseum stand eine alte Gerätschaft, die wir als Kartoffelschleuder erkannten. Auf dem nebenstehenden Schild stand allerdings nur, dass die Blechtrommel das erste Ausstellungsstück war und alle anderen Objekte freiwillige Abgaben ehemaliger Besucher waren. So angeblich auch der riesige, ausgehöhlte Kloß in der Haupthalle. Wir konnten kaum glauben, dass jemand sich solche Mühe machte, um sein Kunstwerk dann einem kleinen Museum zu spenden. In jenem Riesenkloß saßen wir unter traditionellen Croutons, die als riesige braune Würfel über unseren Köpfen hingen, und konnten uns einen Film über die Herstellung der beliebten Kartoffelmasse anschauen. Eine Mutter wurde darin von ihrer Tochter gefragt, wie denn die Tiefkühlklöße gemacht werden. Um diese Frage beantworten zu können, driftete die Mutter in einen Traum in der Kloß-Fabrik ab. Ihr wurde alles bis ins kleinste Detail gezeigt, von der Kartoffelernte, über das Mischen der Rohmasse mit gekochten Kartoffeln, Gewürzzugaben bis zum Abpacken der fertigen Klöße. Einzig und allein das Einsetzen der Croutons wurde zum »Top Secret«. Wer weiß, woraus die hiesigen Croutons sind? Alles an dem Film wirkte ein wenig hypnotisch, könnte man sagen. Das nervige Rufen des Kleinkindes riss die Mutter gegen Ende des Videos aus dem Traum in der Kloßmanufaktur. Ebenso weckte das Kind auch uns. Wir befanden uns allerdings immer noch im Riesenkloß, dessen

Foto: hEft



Wand kloßartige Sprüche, wie »Ohne Kloß nix los!« zierten. Eilig gingen wir weiter, um bald zum Kloßessen zu kommen.

Wir sahen ein älteres Paar an einer Holzkugelbahn, auf der sie Holzklöße entlangrollen ließen. Verschiedene Stationen der Kloßherstellung durchrollten die Kloßkugeln. An jeder Kloßbahnstation standen menschliche Figuren, ebenso aus Holz, wie der Kloß. Mensch und Kloß aus dem selben Material. Holzpuppe isst Holzklöß. In dem Museum wird sehr offen mit dem Thema »Thüringer sind Klöße« umgegangen, was wir nach eigenen Recherchen auch verstehen. So ist belegt, dass ein Thüringer Kleinkind zu 70 Prozent aus Wasser und 30 Prozent Kloß bestehen kann. Während der Wasseranteil im Laufe seines Lebens sinkt, nimmt der Kloßanteil kontinuierlich zu, so dass sich alte Thüringer häufig aus bis zu 60 Prozent Kloß zusammensetzen. Noch arglos setzten wir unseren Rundgang fort.

In einem Nebenraum fanden wir noch weitere Informationen zur Entwicklung des Kloßes in Thüringen, Kloßkochbücher, Kloßgedichtbände und natürlich »Kloß und Vorurteil«. Weiterhin konnten wir verschiedene, seltsame Kloßarten begutachten. Besonders der schwarze Trauerklöß blieb uns im Gedächtnis,

da er so menschlich wirkte. Ein Kloßmaß aus Glas, geformt wie eine weibliche Brust, und der heraufwehende Kloßteiggeruch taten den Rest. Der Kloßheißhunger, der seit Betreten des Museums immer stärker geworden war, übermannte uns vollends. Wir gingen schnurstracks zur Essensausgabe, ohne uns weiter mit Kloßmarie als Puppe, Goethe aus Pappe, beide lebensgroß, und der Hexeneis- und Schnapsproduktion zu beschäftigen. Eine enorme Schlange hatte sich davor gebildet. Woher kamen all diese Menschen? Aus dem Kloßbällebad links neben dem Eingang? Oder kamen sie nur von Nah und Fern zum Essen hierher? Wir reimen uns folgendes zusammen: Die Besucher bekommen beim ersten Besuch geistige Nahrung als Vorspeise. Sie wissen damit, was sie essen werden und werden, was sie essen. Eine mächtige Sehnsucht führt zur Gewissheit: Nur hier kann ich Mensch sein. Und so wird ein Mensch Thüringer. Wie Lachse an den Ort ihrer Geburt, müssen sie nach Heichelheim um regelmäßig Klöße zu essen.

Nach längerem Warten vor der Theke bestellte jede von uns fünf Klöße. Sie schmeckten kloßartig. Auch am Nebentisch wurde die regionale Delikatesse von älteren Herren heruntergeschlungen. Wir kugelten uns vor Lachen über ihren fremden Dialekt und rollten einem Herren vor die Füße, der uns sanft zurück an unseren Tisch stupste. Es handelte sich hierbei um Herrn Soßt, der unseres Wissens als Kloß verstarb.

Tragisch. Es hätte nicht soweit kommen müssen. Die Amylasetabletten bewirkten, dass Herr Soßt sich selbst verdaute, was Ärzte im Sauerland natürlich nicht wissen können. Menschen, die nie im Kloßmuseum waren, bestehen eher aus Fett und Eiweiß als aus Kloßmasse. Es ist an sich kein Problem, ein Kloß zu sein. Nur sollte man sich bei Verdauungsbeschwerden ausschließlich von Thüringer Ärzten behandeln lassen, weil die ihre Heichelheimer kennen.

Wir selbst wirkten mit einem Verdauungsspaziergang durch Heichelheim gegen die Aufgeblätheit an. Bergauf laufen war eine Qual, bergab purzelten wir. Mühsam schleppten wir uns zu unserem eigenen »Kloßmobil« und traten den Rückweg an. Tagelang waren wir voll und wollten kaum essen. Doch kurz darauf kam der Appetit nach Klößen zurück. /// **Annabell Küster und Kerstin Wölke**

AfD verstehen: Teil I – Wie denken Rechte?

Seit einigen Jahren hat sich im Parteienspektrum der Bundesrepublik mit der Alternative für Deutschland (AfD) eine Partei etabliert, die mit Positionen, die sich irgendwo zwischen denen der CSU und denen der NPD bewegen, auf Stimmenfang geht. Das kommt offensichtlich an bei der Wählerschaft, und das nicht zu knapp. In dieser kleinen Reihe soll der Versuch unternommen werden, den Gründen dafür ein wenig auf die Spur zu kommen

Die AfD und ihre maßgeblichen Vertreter sind angetreten, um sich »Land und Volk« zurückzuholen (Gauland). Höcke, Gauland, Weidel & Co. machen ihre Unzufriedenheit mit dem Zustand der deutschen Nation und den etablierten Inhabern der politischen Macht dabei vor allem an deren Flüchtlingspolitik und – damit verbunden – dem »Islam im Spannungsverhältnis zu unserer Werteordnung« (AfD Grundsatzprogramm) fest. Sie sind darüber hinaus aber durchaus der Meinung, dass noch so einiges mehr im Argen liegt im Staate Deutschland. In nahezu allen politischen Feldern hat die Partei inzwischen eigene Positionen entwickelt. Das Spektrum reicht dabei von der Innen-, Außen- und Sicherheitspolitik bis hin zur Bildungs- und Hochschulpolitik. Zudem sind AfD-Politikern die Schwierigkeiten, die das Leben in der bundesdeutschen Marktwirtschaft für den »Normalbürger« so mit sich bringt, nicht unbekannt (Gauland: »Wir geben viel Geld anderen ... «). Für die ausgemachten Schäden (an Volk und Vaterland) haben sie vor allem ein Rezept parat und sie bekommen in der bundesdeutschen Öffentlichkeit auch reichlich Gelegenheit, dies kundzugeben. Dabei wird gerne und viel gepöbelt und regelmäßig gegen alle guten Sitten des demokratischen Meinungsstreits verstoßen.

Die Zivilgesellschaft »kritisiert«

Das motiviert wiederum eine aufgeschreckte und empörte Zivilgesellschaft zum Zurückpöbeln: rassistisch, rechtsextrem und menschenverachtend seien sie, diese AfDler! Die Liste der Anklagen ist lang. Sie besteht aus all den unschönen Erscheinungen, die sich aus der Sicht dieser Kritiker für unsere Demokratie einfach nicht gehören (die aber seltsamerweise aus ihr so einfach auch nicht wegzudenken oder totzukriegen sind). Ihrerseits erfolgt der Nachweis, dass sich rassistisches bis rechtsextremes Gedankengut tatsächlich in der AfD, in den Aussagen ihrer prominenten Funktionäre, ihrer Mitglieder und Anhänger tummelt. Es wird Gesicht gezeigt, auf AfD-Gegendemos und in Bürgerbündnissen, und ausgegrenzt, was das Zeug hält. »Falsche Werte!«, lautet der gängige Vorwurf. Die »Kritik« ist dann meistens auch schon fertig: Rechte sind rechts, weil sie rechte Positionen vertreten und das schickt sich für ein weltoffenes Deutschland nicht!

Die Eigenart rechten Denkens

Kritisiert ist damit allerdings nicht viel. Zu erklären wäre nämlich zunächst und in erster Linie: Was macht die Eigenart rechten Denkens aus? Wie kommt es eigentlich dazu, dass diesen Zeitgenossen schon die bloße Anwesenheit und Existenz von Flüchtlingen und Migranten als reinste Zumutung erscheint? Und wie kommen die eigentlich von fehlenden Kindergartenplätzen oder armen Rentnern – Umstände, die Höcke, Gauland & Konsorten gerne als Beleg für den miserablen Zustand des Vaterlands herbeizitieren – dazu, nicht mehr Kindergartenplätze oder höhere Renten zu fordern, sondern »Ausländer raus!« zu brüllen? Selbstverständlich ist das nämlich nicht.

Eine erste und ziemlich unverzichtbare Voraussetzung für rechtes Denken ist die Einbildung einer höheren, sinngebenden Gemeinschaft, eines nationalen »Wir«: wir Deutschen, (alternativ: wir Franzosen, wir Italiener, wir Polen). Dieses »Wir« wird in Abgrenzung zu den anderen gedacht, die erst einmal grundsätzlich »nicht in diese Gesellschaft und nicht in diese Kultur passen« (Gauland) und somit auch nicht in sie hineingehören. Für Rechte ist damit auch gleich klar, dass man sich mit den anderen in einer Art Überlebenskampf um die (eingebildete) spezifisch deutsche Identität befindet, in dem sich die eigene Gemeinschaft »mannhaft« und »wehrhaft« (Höcke) durchsetzen muss. Und da ist bei Rechten nichts als Parteilichkeit für den eigenen nationalen Haufen angesagt. Die Frage, wer oder was die Angehörigen unterschiedlicher Staaten tatsächlich in Gegensatz zueinander bringt, taucht da gar nicht erst auf.

Das Ideal und sein Widerspruch

An der eingebildeten (höheren und sinngebenden) Gemeinschaft aller Bürger (mit ihrem Staat) hegen Rechte einerseits keinen Zweifel. Negativ von Höcke ausgedrückt: »Der Syrer ... hat noch sein Syrien, der Afghane ... hat noch sein Afghanistan«. Und der Deutsche hätte natürlich auch noch sein Deutschland und alles wäre gut, wenn da nicht ... Andererseits stellen (auch) Rechte immer wieder fest, dass die Gemeinschaft und der höhere Sinn in der Realität vor allem durch ihre Abwesenheit glänzen. Stattdessen breitet sich vor ihnen ein Bild aus von lauter

Fäulnis und Verfall, von lauter undeutschem Verhalten, von lauter Egoisten und Schmarotzern, die es an Willen und Einsatz für die Volksgemeinschaft fehlen lassen und nur auf den eigenen Vorteil bedacht sind.

Dieser Widerspruch bringt Rechte nicht dazu, ihr Ideal zu überprüfen und sich die Gründe für die ziemlich unverträglichen Gegensätze, die es in der Marktwirtschaft ja tatsächlich zwischen den Menschen gibt, (richtig) zu erklären. Sie halten an ihrem Ideal fest und kommen zu dem Schluss, dass das alles nur ein Hinweis darauf sein kann, wie schlecht es um die Gemeinschaft (um Deutschland) bestellt sein muss. Abweichungen von ihrem Ideal nehmen sie also nicht als das Resultat der eingerichteten politökonomischen Verhältnisse, sondern als Verstoß gegen die (guten) Sitten der Volksgemeinschaft oder als Pflichtverletzung an ihr wahr. Dann werden sie auch schon mal einschlägig aktiv, nicht zuletzt, wenn – aus ihrer Sicht – die Staatsgewalt in dieser Angelegenheit nicht konsequent genug durchgreift.

Schuld sind die anderen

Der Übergang, dass für die ausgemachten Schäden und Abweichungen von der eigentlich gebotenen Sittlichkeit nur volksfremde Elemente verantwortlich sein können, ist für Rechte völlig klar. Das sind in erster Linie Migranten und Flüchtlinge (je nach Radikalität des Standpunkts: zumindest aber zu viele davon), die schon »von Natur aus« nicht dazu gehören und zwangsläufig Störungen verursachen. Es können ferner aber auch verantwortungslose Politiker, die zu viele Ausländer hereinlassen, im »Dienste der USA« (Höcke), also fremder Mächte stehen, »links-rot-grün-versiffte« (Meuthen) Alt-68er oder die Antifa sein. Die sind dann eben auch irgendwie undeutsch. Das

ist für Rechte so selbstverständlich, dass sie darauf keinen einzigen Gedanken verschwenden müssen. Das steht für sie einfach fest. Und das ist auch der Grund, warum sich kaum ein Rechter durch ein Argument beeindrucken lässt, das sein Vorurteil widerlegt.

Der politische Gehalt des Ideals

In einer Hinsicht bilden die Bürger eines Staates übrigens tatsächlich eine Gemeinschaft: Sie sind alle denselben Regeln und Gesetzen unterworfen, die die (gewählte oder nicht gewählte) Herrschaft der Gesellschaft verordnet und durch einen recht ansehnlichen Polizei- und Justizapparat dann auch für alle verbindlich macht; und zwar unabhängig davon, ob das dem Einzelnen bekommt oder nicht. So sind die Menschen in der Marktwirtschaft beispielsweise darauf festgelegt, ihre Lebensnotwendigkeiten als Privateigentümer (Konkurrenten) um Arbeits- und Ausbildungsplätze, um Wohnraum, also letzten Endes ums Geld abzuwickeln und sie tun das auch. Überwiegend freiwillig begeben sie sich in diese Konkurrenz, um sich – so gut es eben geht – durchzusetzen (Karriere zu machen). Den Staat nehmen sie dabei als Schutzmacht ihrer Interessen wahr und liegen damit auch nicht ganz falsch. Ohne einen Staat (und sein Gewaltmonopol), der die Regeln und Bedingungen setzt und durchsetzt, also Interessen auch beschneidet, funktioniert Marktwirtschaft wirklich nicht. Nur ist die Sache damit auf den Kopf gestellt.

Im weiteren Verlauf dieser Reihe sollen die (verbreitete) Dummheit des Ideals der Volksgemeinschaft, ergänzende aparte Bausteine rechter Gesinnung, die Art, wie AfD-Politiker ihre Anhängerschaft ansprechen und wie diese ihnen antwortet, näher ausgeführt und kritisiert werden. /// P. H. Lichtensteiner

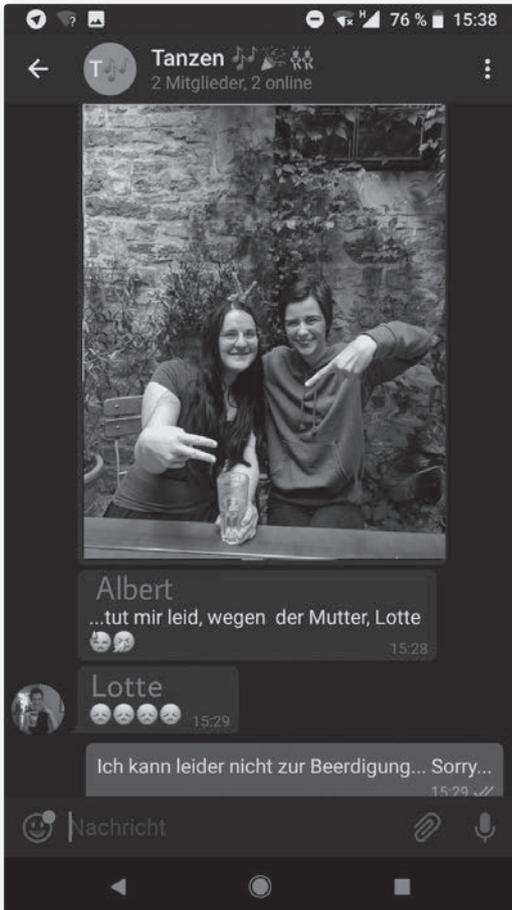


Die Leiden des jungen Werther – der Chat-Roman



Ein unglaublicher Fund hat die Wissenschaftswelt erschüttert. Bei Sanierungsarbeiten im Weimarer Umland stießen Bauarbeiter auf Werthers Smartphone, das zwischen den Überresten eines Arbeitszimmers samt Schreibtisch und dutzenden Kisten Briefen gelegen hat. Mittels forensischer und kriminaltechnologischer Untersuchungen konnten die verbliebenen Daten auf dem Gerät gesichert und ausgewertet werden. Durch Quellen, die der Redaktion wohl bekannt sind, jedoch nicht genannt werden wollen, wurden uns nun exklusiv die originalen Screenshots der Chatverläufe Werthers letzter Tage zugespielt.

Was Goethe einst lückenhaft aufzubereiten versuchte, wird durch diesen Sensationsfund nun um eine weitere mediale Ebene erweitert, die nicht nur für die Literaturwissenschaft einen enormen Zugewinn bedeutet. /// Text und Fotos: Marlene Borchers und Kathleen Kröger



Lucilla

Mir träumte von einer Betriebswirtin,
Ihr Liebreiz ließ mich schwächeln.
Ich küsste in ihrem Cabriolet
Ihr kaltes Colgatelächeln.

»Ich will nicht deines Vaters Million,
Nicht seine Bauhausvilla.
Ich will auch nicht sein Haus am Meer,
Ich will dich selber, Lucilla.«

»Wie schön du dchtest«, hauchte sie,
»Ich muss ja im Grabe längst frieren.
Doch gerne komme ich nachts zu dir,
Aus Liebe zum Expropriieren.«

Carsten Stephan

Corry & Bill

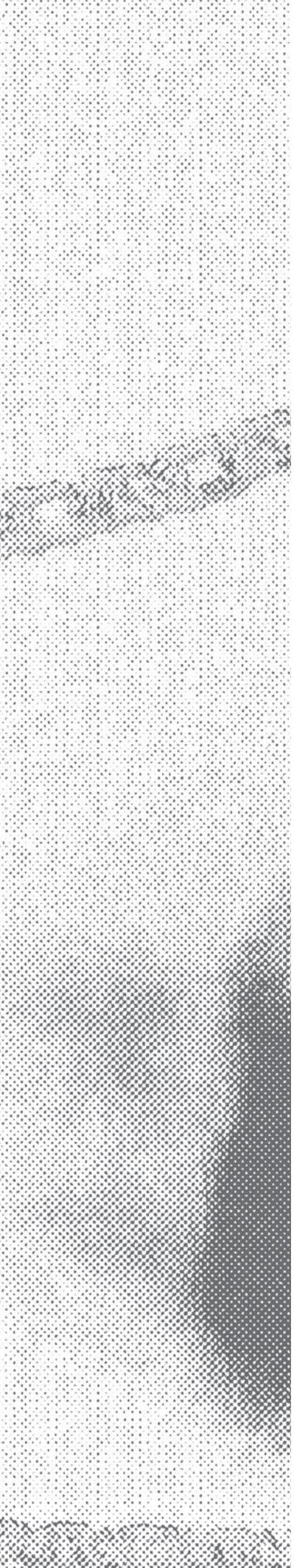
Von James Mac Cold

»Hmm, lecker Mettbällchen! Bill, schau dir das an!«, rief Corry durch das Metzgereifachgeschäft.

»Einen Moment Süße, ich bin sofort bei dir!«, rief Bill aus dem Kühlraum.

»Na wo ist denn das Schweinchen, komm raus, ich will nur spielen«, flüsterte er und sein Atem stieg in einer weißen Wolke auf.

Es war so kalt im Kühlraum, dass sich kleine Eiskristalle auf seiner Hakennase bildeten. Rechts und links von ihm lagerte abgepacktes Fleisch in weißen Regalen. Vor ihm hingen große halbierte Schweine an Haken von der Decke. Vorsichtig und ohne die Hälften zu berühren, balancierte er um sie herum und hielt Ausschau. Als er die Lücke zwischen den Regalen passierte, raschelte es hinter ihm und ein gefrorener Schweinskopf traf ihn an der Seite. Der Kopf zerschellte an seinem massiven, mit nordischen Runen überzogenem Oberkörper, ohne dass Bill auch nur zuckte. Er wirbelte stattdessen herum, trat mit dem Fuß instinktiv zu und traf auf etwas Fettes und Schwabbeliges. Das Schienbein desjenigen, der gerade versucht hatte zu fliehen, gab dem Druck nach und brach unter einem entsetzlichen Geräusch durch. Das Schwein, das Bill gesucht hatte, schlug sich im Fallen das Kinn an einer der gefrorenen Schweinehälften auf, ging zu Boden und schrie wie am Spieß. Bill trat gnadenlos in das Häufchen Elend, das zu seinen Füßen winselte. Die Augen dieser jämmerlichen Erscheinung waren vor Schmerz ganz wässrig und Blut floss über die Wurstfinger, mit denen es sich den aufgeschlagenen Kiefer hielt. Die Gestalt blickte nach oben und bekam einen weiteren Tritt genau ins Gesicht. Es knackte und Blut quoll aus dem hervor, was vor wenigen Sekunden noch eine Nase war. Bill beugte sich nach unten, packte sein Opfer am Kragen und zog dessen Körper, der gut und gerne mehrere Großfamilien ernähren könnte, mit einem entspannten Arm nach oben. Die Füße des Mannes baumelten fast einen Meter über der Erde. Bill starrte ihn mit seinen tiefblauen, vernarbten Augen an und hing ihn an der Schulter an einem der freien Fleischerhaken auf. Als das kalte Eisen den Muskel durchbohrte, schrie und zappelte der Mann und seine Gesichtsfarbe nahm einen leichenblassen Ton an. Dann griff Bill über seinen Rücken und holte zwei alte Wikingeräxte hervor. Er küsste jeweils das verzierte Blatt der Äxte und blickte den Mann über den Rand der gekreuzten Klingen durchdringend an. Das Grinsen in Bills Gesicht wurde immer breiter, während die Schneiden bedrohlich schimmerten. Er ließ die beiden Mordinstrumente in seinen Händen kreisen, schloss die Augen wie zum Gebet und begann aus tiefster Kehle zu brummen. Der Mann vor ihm versuchte sich vom Haken zu lösen, was leider nicht den gewünschten Effekt hatte, sondern das Metall immer tiefer in sein Fleisch trieb. Er gab das Schreien auf, während das Adrenalin wie ein Schneesturm durch seinen Körper jagte und sah voller Klarheit hinüber zu diesem Berserker. Riesig wie ein Hüne war er und sein rothaariger Kopf endete nur knapp unter der Decke des Kühlraums. Sein weißer Oberkörper war, bis auf einen Lederriemen der über Kreuz verlief, nackt und von tiefen Narben gezeichnet. Über die extrem breiten Schultern verliefen Tätowierungen, die aufgrund des diffusen Lichts im Raum kaum zu erkennen waren. Einzig zwei Figuren auf den Oberarmen, die einen Raben und einen Wolf darstellten, waren sichtbar. Nachdem Bill seinen Gesang beendet hatte, öffnete er wieder die Augen, hielt die Äxte ruhig in den Händen und kam langsam auf sein Opfer zu. Besagtem Schwein, das mit bürgerlichem Namen Scott Whitemann hieß, dämmerte, dass es eine ziemlich dumme Idee war, die pummelige Schönheit am Zuckerwattestand zu bezirzen. Scott war zwar gehörnte Macker gewöhnt, die ihm eine Lektion erteilen wollten, doch dieses Mal steckte er richtig tief in der Scheiße.



»Zeit für die Schlachtbank, Casanova!«, schrie Bill, Scotts Herz blieb stehen und seine Blase öffnete geschockt ihre Schleusen. Wie im Rausch jagte der Hüne die Wikingeräxte durch Scotts Fleisch und die Farbe der Regale wechselte von Weiß zu Tiefrot. Der Boden unter dem Schwein wurde in Blut getränkt und aus seiner Hose tropfte Urin, der sich mit zerhackten Gedärmen vermischte. In den Gesichtern der Schweinehälften, die ihren einstigen Peiniger beim Sterben beobachteten, konnte man eine Spur Genugtuung erkennen.

Als Bill die Tür des Kühlraumes hinter sich schloss und seinen blutverschmierten Oberkörper studierte, seufzte er nachdenklich. Währenddessen verdrückte Corry das zehnte Mettbällchen, summte vor sich hin und saß auf dem Tresen des Metzgereifachgeschäftes. Sie hatte die Kasse ausgeräumt und zwei große Tüten Mett standen mitnahmefertig an der Eingangstür. Sie sah hinüber zu ihrem Liebsten und schmatzte genüsslich, während ihr weißes Makeup eine Symbiose mit den Fleischstückchen an ihren Wangen einging.

»Wash hasht du denn, Mausebär?«, fragte Corry liebevoll und zupfte ihre rosa Bluse zurecht.

»Überrede mich bitte nie wieder, zu einem Jahrmarkt zu gehen. Ich kann es nicht ertragen, wenn dich andere Männer belästigen«, antwortete Bill.

»In Ordnung«, erwiderte Corry und sah geknickt zu Boden.

»Wash ischd mit Schkott? Haschd du mit ihm geschbrochen?«, fragte sie leicht naiv und spuckte ein paar Fleischklümpchen aus.

»Mach dir keine Sorgen, Spätzchen, ich denke, er hat den Wink verstanden«, erwiderte Bill.

»Dasch ischt nett«, sagte Corry.

Sie sprang mit ihrem kleinen, kloppsösen Körper vom Tresen und der Parkettboden der Metzgerei bekam einen perfekten Eindruck davon, welchen Schaden 200 Kilo pures Vergnügen anrichten konnten. Während die Druckwellen die Luft um die Einschlagstelle verdrängten, zerbarst sämtliches Glasinterieur im Laden und am anderen Ende der Welt rollte ein Tsunami auf ein Waisenhaus zu. Fettröllchen verteilten sich wellenähnlich auf Corrys Arsch und Bill betrachtete dies Schauspiel mit einer Mischung aus Faszination und leichter Geilheit.

»Aber er, ...

Er haschd behauptet, isch schei ...

Isch schei fett Bill«, sagte Corry traurig und stopfte sich ein weiteres Mettbällchen in den Rachen.

Dabei wandte sie sich unsicher zur Tür und strich mit der Hand über den Bauch, der ohne Schwierigkeiten Elefantendrillinge gebären könnte.

Bill trat hinter sie, strich ihr über den Rücken und sie drehte sich um.

Ihre Augen waren zu Boden gerichtet und sie knabberte an ihren pinken Fingernägeln mit Schmetterlingsmotiven.

»Nicht doch Baby, du hast ein großes Herz. Das ist alles. Die Menschen sehen das nur nicht, aber ich schon. Die meisten sind einfach nur mit sich selbst unzufrieden und lassen das an so bezaubernden Geschöpfen wie dir aus«, sagte Bill.

»Würdescht du misch ausch lieben, wenn isch schpindeldürr wäre?«, testete Corry und blickte Bill tief in die Augen, unter denen sich Freudenfalten ausbreiteten.

»Ich würde dich sogar lieben, wenn du mir meinen gelegentlichen Blutrausch verbieten würdest«, antwortete Bill und strich ihr sanft Fettkrümel aus dem Gesicht.

»Daschu wäre isch dosch niemalsch fähisch«, erwiderte Corry und errötete.

Corry lächelte ihn an und beide umarmten sich, zumindest soweit dies bei seiner Größe überhaupt möglich war. Dann hob er die Mett-Tüten an der Eingangstür auf und beide verließen Hand in Hand das Metzgereifachgeschäft.

Obwohl Corry ihr Vorüberziehen mit einem Erdbeben der Stärke Acht ankündigte und neben Bill hin und her hüpfte, würdigten sie die Kunden eines Waschsaloons, den sie pasierten, zuerst keines Blickes. Dabei war es ziemlich schwer, zwei Menschen zu übersehen, die beide Fahrbahnen einer Hauptstraße vereinnahmten. Die Kundschaft stand mit aufgerissenen Mündern vor einem großen Flachbildfernseher, die Fenster und die Straße im Rücken, und schaute gebannt die Nachrichten. Eine Frau in rosa Kleid teilte darin mit, dass zwei äußerst gefährliche Kriminelle mit Vorliebe für Hackfleisch unweit des Städtchens gesichtet wurden. Dabei handelt es sich um niemand Geringeres als Cornelia Hakbraiten Hollow und ihren brachialen Lover Brrand »Wild Bill« Ivarsson. Die Bevölkerung wurde angewiesen, im Falle einer Begegnung mit den beiden, das Weite zu suchen und die Nationalgarde zu benachrichtigen. Während die Sprecherin warnte, erzitterte der Fernseher, der Bildschirm flackerte und ein Riss breitete sich aus. Langsam drehte sich die Menge um und wurde Zeuge, wie ein halbnackter Hüne mit grimmigem Gesicht, rotem Haar und Wikingerbart am Salon vorbei schritt. Der Horror stand ihnen ins Gesicht geschrieben, als ihre Blicke auf die mit frischem Blut besudelten Äxte auf seinem Rücken, die mythologischen Tätowierungen und die prall gefüllten Einkaufstüten fielen, aus denen Mett quoll. Er hielt Händchen mit etwas, das gedankenverloren neben ihm her wälzte, schmatzte und den Boden in bedrohliche Schwingungen versetzte. Der Schockstarre ausgeliefert folgten die Augen der Waschsaloonsbesucher dem ungewöhnlichen Pärchen, bis es außer Sicht war.

Corry und Bill hatten ihren Parkplatz erreicht und stiegen auf ihr übergroßes Motorrad mit Beiwagen. Bill ließ den Motor aufheulen, kratzte sich zufrieden am Berserkerbart und beide verschwanden am Horizont.

Mein Baby namens Leben

Von Anna Lena Schmidt

Ein letzter Kuss, er schließt die Tür, sie begibt sich die 82 Treppenstufen nach unten zum Hausausgang. Beim Hinausgehen übertüncht die städtische Nachtluft seinen eben noch so stark von ihr vernommenen Duft viel zu schnell. Sie muss unbedingt herausfinden, welches Parfum er benutzt, um ihr zerlumptes Schlafshirt mit diesem zu benetzen. In sieben Minuten trifft die Straßenbahn der Linie 5 ein, um sie nach Hause zu bringen und ihr auch den Anblick seiner Wohnung zu rauben. Das noch so präsentе Gefühl von Haut auf Haut lässt die 420 Sekunden Wartezeit wie im Fluge vergehen. Die Fahrt wird 25 Minuten dauern, genug Zeit, um den Abend nochmals in Gedanken vorbei ziehen zu lassen – Wort für Wort, Berührung für Berührung.

Mal erweckt sie die Vergangenheit wieder zum Leben und ein andermal versinkt sie in Zukunftsvisionen, darin ist sie seit jeher schon ausgesprochen gut. Vollkommen in der Gegenwart anzukommen, darin ist sie weniger gut. Das Zählen von Dingen und das Klammern an Zahlen im Hier und Jetzt dienen ihr stets dazu, eine möglichst detailreiche Illusion dieses Augenblicks zu einem späteren Zeitpunkt zu schaffen. Gelänge es ihr, mit ihm zusammen zu sein, dann verwandele sich ihre bloße Existenz endlich zu einem wahrhaftigen Leben, dann könne sie endlich glücklich sein.

Gänzlich von der Nostalgie eingenommen schreitet sie beflügelt in die Straßenbahn und lässt ihren Blick über die anderen Fahrgäste schweifen. Das Licht ist passend zu diesem nicht besonders heimelig wirkenden Verkehrsmittel jedoch grell und reißt sie Stück für Stück aus ihrer Traumwelt. Ihr Fokus liegt direkt auf einer dieser für eine unglaublich kühle Atmosphäre sorgenden Lampen und ihr scheint es so, als blicke sie der Wahrheit direkt ins Auge. Sie ist eine Zweiflerin mit Hang zum Verzweifeln, doch kratzte sie bisher nur an der Oberfläche. Geblendet vom Schein blind für das Sein. Dieser Blick in das grelle Licht entzaubert ihre Traumwelt. Dieses grelle Licht beleuchtet Dinge, die sie irgendwie schon wusste, die ihr aber bis zuletzt verborgen blieben. Immer hatte sie das Gefühl, sie müsse erst zu jemandem gehören, damit dieser Jemand sie auffängt und das Leben aufhört, an ihr vorbei zu ziehen. Sie wollte jemanden an ihrer Seite wissen, der sie vervollkommenet, anstatt zu erkennen, dass andere Menschen sie lediglich bereichern können.

Noch zwei Haltestellen, dann ist es Zeit zum Aussteigen. Abermals betrachtet sie die anderen Fahrgäste und plötzlich wirkt das Licht gar nicht mehr so grell. Ein ihr geltendes Lächeln einer sehr zerbrechlich wirkenden, alten Frau, die dabei ist, ein sorgfältig gebügeltes Stofftaschentuch mit ihren filigranen Händen feinsäuberlich zusammenzulegen, zaubert ihr gerade ein Schmunzeln auf die Lippen, als sie aussteigen muss. Sie erreicht nach fünf Minuten Fußweg ihr Wohnhaus, schließt die Haustür auf, steigt die 64 Stufen hinauf zu ihrer Wohnung und vergisst beim Betreten dieser sogleich die Anzahl der eben erklommenen Treppenstufen.



Grafik: Aline Bauerfeind, ›Geborgenheit – Schwangeren Akt II, 2016

aus • gleich

da fiel ein wort in die routine
des abends zufällig scharf
wie ein rasiermesser mit dem

wir uns lautstark schnitten
ins unduldsame fleisch bis
wir das weiß sahen der
knochen im auge des andern

du zogst dich zurück in den
tatort mit giftleiche ich
mich vors aquarium in dem ein
verwesender guppykopf trieb

so beruhigten wir uns immer
wieder wussten wir jeder
bleibt dem anderen

noch etwas schuldig

Axel Görlach

NEULAND & NOSTALGIE

Von MINETTA

Ein Raum. Drei mal sieben Meter. Zwei Stühle. Ein Tisch. Er & ich. Im Gespräch, wie schon viele Male zuvor, doch bei dieser Begegnung war etwas anders. Wie immer lag da diese Spannung zwischen uns in der Luft, doch entladen würde sie sich an diesem Tag nicht.

Wir sitzen zusammen wie so oft & reden über Kunst. Meine Kunst. Wir, nebeneinander, in Blicken & Gedanken beieinander & doch bleibt zwischen uns diese ungewohnte Distanz. Nähe mit Abstand. Vertrauen mit Vorsicht.

Vor einigen Wochen noch liefen diese Treffen ähnlich ab, aber dieses Mal würde es ein anderes Ende nehmen. Nach unseren Gesprächen, die so anregend & inspirierend auf mich wirken, gab es an diesem Tag keine Nähe, keine Küsse. Unsere nackten Körper würden einander nicht berühren.

Die Erinnerungen, so präsent in unser beider Köpfen. Situationen, dieser zum Verwechseln ähnlich. Wir teilten Tee aus einer gemeinsamen Tasse, die wir uns gegenseitig reichten. Kleine Berührungen hier & da. Ein zärtlicher Griff in den Nacken des anderen. Seine roten Locken, die meine Finger umspielten. All das Vergangenheit. Nostalgie.

Er ist jetzt »exklusiv« mit einer Frau, die ich nicht kenne. Er erzählt von ihr, eigentlich bei jedem Treffen. Deren besondere Verbindung entging mir nicht & dennoch störte es mich nie, ihn mit ihr zu teilen. Ich wusste, das was wir haben, ist ebenso besonders, nur auf eine andere Art & Weise. Auf meine Weise.

Irgendwann kam der Tag, an dem er mir mitteilte, dass wir nicht mehr miteinander schlafen könnten. Ich freute mich für ihn & spürte kurz darauf, wie ich dennoch ins Straucheln kam. Er war meine Sicherheit auf Nähe, Austausch & Sex & plötzlich gab es wieder nur mich. Unsicher & hungrig.

Wie wir da so sitzen, wie gewohnt, nur ohne Höhepunkt für uns beide, spüre ich, wie auch er die neuen Umstände wahrnimmt, wie er aus der alten Gewohnheit ausbrechen muss. Der gleiche Raum, dieselben Menschen & dennoch Neuland.

Er umarmt mich, betont unsere Freundschaft & küsst dabei meine Schulter. Kann das Freundschaft sein? Sein unterdrücktes Verlangen, so gegenwärtig & spürbar. Unser beider Zurückhaltung, voller Respekt für die dritte Person, die unsichtbar im Raum steht.



in meiner Nähe

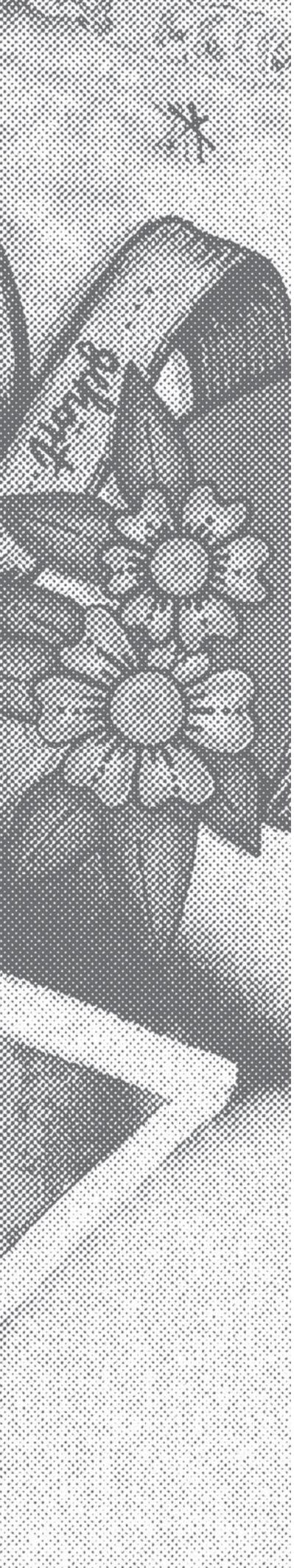
in meiner Nähe
lagern
im Bahnofslicht
in der warmen Kühlbox
ungelieferte Torten
in meiner Nähe
schimmern
unter Neonröhren
in Zeitungspapier eingeschlagen
goldgelbe Makrelen
in der gekippten Stimmung
dünsten deine Nylonstrümpfe
wie geronnene Milch
ich beanstande
die kleine Szene
unbemerkt
bedauere aufrichtig
mit halblauter Rührung
deine Tränensäcke
dann
schiebe ich den Fischen
deine Traurigkeit hinter die Kiemen
esse die warmen Torten
fühle mich obenauf
reibe dein Nylon
zum vagen Funkenschlag
unbemerkt
beanstande ich
mich selbst
und warte
warte
war
w
v
,
.

Harald Kappel



Жену • 98

Grafik: Oleg Estis



Philipp der Zweite, König von Spanien

Von Till Bender

Man hört so einen Satz wie »Mein Baby gehört zu mir«, und im ersten Moment möchte man sagen: Na klar, wohin denn auch sonst. Man denkt sich ein Baby, rosig oder braun, und soll es jetzt wo hin sortieren; was fällt einem da Geeignetes ein: In ein Weidenkörbchen? In eine Windelfabrik? Nach Italien? Möglicherweise auch, aber vorher doch wohl in jedem Falle zur Mama oder zum Papa, die zu ihm »mein Baby« sagen dürfen. Das ist die Ordnung der Dinge. Und sie ist es so sehr, dass man das im Normalfall gar nicht extra formulieren muss. Die bloße Tatsache, dass der Satz gesagt wird, lässt auf Kräfte schließen, gegen die er gerichtet ist, Kräfte, die die Zusammengehörigkeit von dem Baby und dem »Mir« in Frage stellen. Es ist unheimlich schwer, sich die Worte im Ton absoluter Gelassenheit vorgebracht vorzustellen. Sie enthalten automatisch die Tendenz zu Schärfe, Trotz, Forderung, Kampfansage, vielleicht nur zu Aufgebrachtheit, aber in jedem Fall enthalten sie eines nicht: ein Argument. Und zwar nicht, weil der Sprecher es zu erwähnen vergessen hätte, sondern weil er davon überzeugt ist, keines zu brauchen. Weil er die Ordnung der Dinge hinter sich weiß.

Kontext gibt's keinen, und wir gehen uninformiert gleich von einem Idealszenario aus, – obwohl doch in der wirklichen Welt Idealszenarien eher nicht die Regel sind.

Gönnen wir uns den Spaß, und überlegen wir uns ein paar Fälle, in denen jemand sagt »Mein Baby gehört zu mir« und wir uns fragen, ob man das nicht auch anders sehen kann:

Da wäre die sechzigjährige Witwe, die mit ihrem fünfundzwanzigjährigen Sohn in einem grauen Einfamilienhaus am Dorfplatz wohnt und gerade mit der Mülltonne über den Gartenweg zum Straßenrand rumpelt. Ihr Sohn ist mit seinem Leben nicht unzufrieden, bloß hätte er gerne eine Freundin. Seine Mutter sagt immer, hab Geduld, Norman, sollst sehen, eines Tages steht die Richtige vor unserer Tür. Aber vor ein paar Wochen hat sich Norman bei einer Agentur registrieren lassen, die deutschen Männern den Kontakt zu attraktiven Frauen aus Osteuropa vermittelt. Die Mutter findet das ganze Unternehmen völlig abartig, mit den romantischen Verwirrungen junger Kerle seine Geschäfte zu machen, und ist entschlossen, ihrem Jungen die anstehenden schmerzlichen Enttäuschungen zu ersparen. Sie stellt die Tonne ab, Griff zur Straße, streicht sich ihren struppigen Männerscheitel glatt, zieht ein Bündel Briefe aus der Kittelschürze und lässt es diskret unter dem Deckel verschwinden. Auf ihrem Weg zurück zum Haus murmelt sie kopfschüttelnd »Mein Baby gehört zu mir«, während hinter ihr der Müllwagen heranlärm.

Der junge Feuerwehrmann hingegen hat seine Freundin. Und die hat es gut mit ihm getroffen. Er hält konservative Werte hoch, ist aber bestimmt kein Rechter. Für Chauvinismus und Machogehabe hat er nichts übrig, daher gewährt er ihr alle möglichen Freiheiten. Sie darf alleine shoppen gehen, sich kaufen, was sie will, und wenn sie mal zu nuttige Klamotten heim bringt, sprechen sie auf Augenhöhe darüber, und sie bringt sie dann zurück.

Das System funktioniert: Er vertraut ihr, und sie überschreitet keine roten Linien. Er vertraut ihr so sehr, dass sie am Wochenende, wenn er mit seinen Kumpels loszieht, alleine ausgehen darf. Wenn ihre Freundin dabei ist. Selbstverständlich ist das Arrangement nicht misszuverstehen als Blankoscheck, alles zu machen, wozu sie gerade Lust hat.

Als sie ihm unlängst eröffnete, sie habe mit dieser Freundin besprochen, dass die beiden Mädels total Lust hätten, mal zu zweit in Urlaub zu fahren, hat er sich ziemlich aufgeregt und klargestellt: »Mein Baby gehört zu mir!«

Dann sind da noch all jene Fälle, in denen Menschen sehr an allen möglichen Gegenständen hängen: an dem monströsen Zweitauto, für dessen Unterhalt sie lieber einen

Zweitjob annehmen, als es samt dem Garagenplatz zu verkaufen – »Mein Baby gehört zu mir!« – an dem Sturmgewehr neben dem Bett, ohne dass sie sich nachts nicht ausreichend bewaffnet fühlen – »Mein Baby gehört zu mir!« –, von Negans kompliziertem Verhältnis zu Lucille ganz zu schweigen.

Das sind ungemütliche Zusammenhänge, und plötzlich erscheint der spontan rundherum eingekaufte Satz gar nicht mehr so selbstverständlich.

Noch unübersichtlicher wird die Lage, wenn die Leute anfangen, Teile ihres geistigen Innenlebens als ihr Baby zu betrachten. Ihre Meinungen beispielsweise ...

Man hört so einen Ausdruck wie »Meinungsfreiheit«, und im ersten Moment möchte man sagen: Na klar, bin ich doch glatt dafür. Wer denn wohl nicht?

Man denkt sich wen, der sich über was eine Meinung bildet, über Schillers Dramen, da vermisst er den Humor, über die Serie *The Walking Dead*, die findet er zu familienidealistisch, über einen Staatsmann, über die Meinungsfreiheit, über Verschiedenes hat er so seine Meinung, und niemand ist da, der ihn daran hinderte.

Jetzt könnte man sich fragen, wieso braucht es bitte für so einen alltäglichen, maßlos unerheblichen, nichtigen Sachverhalt überhaupt eine eigene Vokabel? Und eine so klangvolle noch dazu! Man hört ja schon direkt die Fanfaren durch.

Das kommt daher, dass man sich eigentlich eher das entsprechende Gegenereignis vorstellt. Man denkt sich irgendeinen Wicht, der sich eine Meinung über was bildet, und der wird dafür ausgelacht, aufgemischt oder gleich weggesperrt. Ja, das ist natürlich eine scheußliche Vorstellung. Gut, wenn etabliert ist, dass so was nicht vorkommt. Allerdings ist das gar nicht der Inhalt von Meinungsfreiheit. Jedenfalls nicht der ganze. Und nicht der entscheidende.

Eine Idee könnte man gerade noch mal zur Seite räumen: Es gibt eine Freiheit, von der hier nicht und überhaupt fast nie die Rede ist. Wenn einer sich zu einem unbewohnten und unbeanspruchten Klasse-M-Planeten aufmacht, um dort allein und von Beeren und Quellwasser zu leben, ist er schon auch frei. Irgendwie. Er wird es kaum bemerken und wenig genießen können, weil er viel zu sehr damit beschäftigt ist, mühsam und zerschunden dem unberührten Planeten sein Dasein abzutrotzen – frei von der Notwendigkeit, sich von früh bis spät zu kümmern, ist er dort nämlich nicht –, aber rein redet ihm immerhin niemand.

Die Freiheit um die es sich üblicherweise dreht, ist eine, die einem zusteht, und zwar von oben her. Oder, wenn sie einem gerade nicht zusteht, – die man fordert. Dann findet man, dass sie einem zustehen sollte, dass man eigentlich ein Recht auf sie hätte. Das wird leicht übersehen: Freiheit in Gesellschaft braucht zuallererst mal eine Obrigkeit, die sie erlässt und regelt, die festlegt, wie weit sie geht und wo sie endet. Alles, was man darf, darf man, weil es einem eine Herrschaft erlaubt hat. Wo man Freiheit genießt, befindet man sich nicht auf einem Feld, aus dem sich die Herrschaft raushält, sondern auf dem sie die Dinge so geregelt hat, dass es dort einen sehr gewissen Spielraum gibt.

Wenn man mal frei haben (!) möchte, stellt man einen Antrag und bekommt gegebenenfalls Urlaub genehmigt. Urlaub heißt Erlaubnis (zu ahd.: irlouben).

Um eine Meinung zu haben, braucht man hierzulande, heutzutage keinen Urlaub. Käme heute ein Marquis Posa zur Bundesregierung, würde sich ihr zu Füßen und rief mit Feuer »Geben Sie Gedankenfreiheit«, würden die wahrscheinlich bloß das Gesicht wegwenden und »sonderbarer Schwärmer« sagen.



Jeder darf meinen, was er meint. Und diese staatliche Garantie ist auf ihrer Rückseite ein Verbot: Niemand darf den Anderen ernsthaft an dessen Meinen hindern.

Auch wenn sie vielleicht nie so richtig systematisch darüber nachgedacht haben, sind viele ziemlich tief von diesem Bewusstsein durchdrungen. Das tritt in dem Moment zu Tage, wenn man mal aus Versehen den Austausch von Meinungen mit einer Debatte über Standpunkte vermischt hat. Dann kommt das mit dem Baby durch: Ich hab dir meine Meinung gesagt, und jetzt halte du dich bitte mal an die Spielregeln! Äußerstenfalls höre ich mir deine Meinung an. Aber du kommst hier mit Argumenten und Widerlegungen an ... – willst mir wohl mein Baby wegnehmen, wie? Oder als hässlich oder bescheuert hinstellen, he? Da hab ich schlechte Nachrichten für dich, Digger: Wir haben hier Meinungsfreiheit! Da machst du keinen Stich mit deiner eingebildeten Schlauheit.

Das sagt natürlich keiner. Das denkt auch keiner so ausführlich. Aber man steht trotzdem da, mit seiner eingebildeten Schlauheit, und stellt sich die Frage, was da jetzt insgesamt gewonnen und was über Bord gekippt wurde. Lange vor dem missglückten Gespräch. Wie gesagt: Gewonnen wurde, dass jeder erst mal ohne Angst vor Repressalien Beliebiges meinen darf.

Da sind aber eigentlich die Fanfaren übertrieben.

Geht er nämlich über den Bereich des bloßen Meinens auch nur ein Weniges hinaus, hält er seine Meinung für eine verlässliche, bindende Tatsache, aus der sich bestimmte, womöglich kritische, nicht mit der herrschenden Ordnung der Dinge in Einklang zu bringende Schritte ergeben, dann wird er, je nachdem, früher oder später an den Wirkungsbereich dieser speziellen Freiheit stoßen. Selbst wenn er bloß seine Meinung nicht nur hat, sondern in bestimmter Weise vertritt, da muss er noch gar nichts wirklich gemacht haben, findet er sich in der Grauzone zwischen Meinungsfreiheit und inakzeptabler Unruhestifterei wieder. Manche von den Kollegen fänden wir respektabel, andere wären uns zuwider, aber beide Sorten wären in dieser Grauzone zu verorten. Und auch wenn sie aller Unruhestifterei unverdächtig bleiben, haben sie eines – und das ist das wirklich Gemeine an der Meinungsfreiheit – gemein: ihre Belanglosigkeit.

Ein Richterspruch hat ein Gewicht. Ein Gesetzestext hat ein Gewicht. Selbst eine lumpige Hausordnung hat ein Gewicht.

Was jemand sagt, sobald das Etikett »formuliert im Rahmen der Meinungsfreiheit« an seiner Äußerung haftet, hat kein Gewicht. Dann sind »Rothaarige sind schlechte Witze-Erzähler«, »Der Kapitalismus gehört überwunden.«, »Wir brauchen besser ausgerüstete Soldaten.« und »Frauen haben in der Feuerwehr nichts zu suchen.« nichts als gleichunbedeutend. Wenn auch frei.

Wie komm ich jetzt drauf ... ich wollte insgesamt eigentlich gesagt haben: Ob mein Baby zu mir gehört, das hängt sehr vom Einzelfall ab.

Tägliche Kontrolle des Wasserstands

Von Ronny Thon

Ja?

Oh ...

Was machst du denn hier? Dich habe ich hier nicht erwartet, ehrlich gesagt.

Ich kontrolliere den Wasserstand vom Fluss. Jeden Tag komme ich hierher.

Ja, jeden. Manchmal rauscht das Wasser richtig an mir vorbei, weißt du? Dann denke ich immer an damals ...

Sorry, ich sehe an deinen Augen, wie unangenehm dieses Thema für dich ist. Einmal sah ich eine Schnecke im Laub. Sie kroch über Kiesel und Zweigchen. Um dann von einem Marder gefressen zu werden.

Es war ein Marder, wirklich. Keine Ahnung ob die Schnecken fressen. Der tat es jedenfalls. Es geschah auf der anderen Seite vom Fluss. Fast genau an der Stelle, an der wir letztes Jahr den Schwan sahen.

Den Schwan! Schon vergessen? Er ließ eine weiße Feder los und ich fischte sie aus dem Wasser. Um sie in dein Haar zu stecken... Du magst doch Federn.

Nein, der Weg ist nicht zu lang, ne ne. Ich gehe gern in den Wald, weißt du? Und einer muss den Stand doch kontrollieren. Er pegelt jeden Tag anders, dieser Stand, musst du wissen. Im Winter eiselt er ein bisschen. An den Rändern. Aber nur ganz wenig, nicht einmal ein Körnchen feinsten Staubes könnte darauf wandeln. Es würde versinken, wie Blicke einsamer Herzen.

Und im Frühling, da zwitschern immer die Vögel, wenn ich durch die Bäume marschiere. Ich kenne sie mittlerweile sehr gut. Hm? Die Bäume! Sie sind einsam, weißt du? Seit diese Leiche damals gefunden wurde, will niemand mehr in den Wald hinein. Zu düster, sagen sie.

Wenn es dann heiß wird, muss ich immer an uns zwei denken, wie wir da unten saßen. Genau. Dort. Arm in Arm. Im Sommer kann man dort ja sitzen. Nicht so wie heute, da ist alles voll Wasser vom Fluss.

Siehst du? Heute ist es auch so. Seit Tagen schüttet es nur noch. Meine Schuhe sind mittlerweile so erfahren darin, durch den Matsch zu trampeln, dass sich das Nass durch die Löcher frisst und meine Socken sich derart vollsaugen, dass meine Füße noch tiefer darin versinken. Das Wasser rauscht nur so am Ufer vorbei. Es ist braun. Wie deine Augen. Klar, nicht so dreckbraun. Du verstehst schon.

Manchmal schnappe ich mir einen Stock und stochere im Wasser nur so herum. Was da alles drin ist. Einmal klebte eine Damenbinde an dem Stock. Warum tun das Menschen nur? Eine leere Gummibärchentüte, ne Colabüchse, gut, dass kann ich noch nachvollziehen. Aber so etwas? Es gefällt mir nicht. Dieser Ort ist zu schön dafür.

Du langweilst dich. Tut mir leid. Nein, nein leugne es bitte nicht. Ich bin es gar nicht mehr gewohnt groß mit Menschen zu reden. Vor allem mit dir. Wie lange ist es schon her?

Ja, einfach zu lang.

Du fehlst mir. Dieser kleine Flusslauf hier, an dem ich dich das erste Mal küsste, ich weiß nicht, er macht mich traurig, verstehst du? Wenn ich nach unten blicke, dann sehe ich uns zwei. Wie wir unter Schlamm und Kies vergraben liegen. Wie diese zwei Dinosaurier, kennst du die? Sie umarmen sich noch immer, nach Millionen von Jahren. Und sind doch nur Knochengerüste.

Warum ich hierher komme? Und wieso denkst du, ich müsste dabei weinen? Ich habe es doch schon gesagt. Ich kontrolliere lediglich den Wasserstand des Flusses. Tag für Tag. Und Tränen können den Stand nicht beeinflussen.

Tränen können gar nichts beeinflussen.

Hausfrieden

Von Rebecca Baumann

Eines Mittags erwachte ich von einem lauten Rumpeln. Ich hatte mein übliches Mittagschläfchen auf der Gartenliege verbracht. Es rumpelte erneut. Sorgenvoll schaute ich nach oben, doch der Himmel war klar und blau. Dann knallte eine Autotür und mir fiel wieder ein, dass ja das alte Haus an der Ecke verkauft worden war. Wahrscheinlich zogen die neuen Nachbarn heute ein. Ich war schon gespannt, was für Menschen sie waren.

Nachdem ich mir einen Kaffee gemacht und meine Zeitung geholt hatte, setzte ich mich wieder gemütlich in den Garten. Nebenan schien man fleißig am Räumen zu sein. Nach einiger Zeit konnte ich hören, wie sich die Umzugshelfer verabschiedeten und die neuen Nachbarn alleine weiter räumten. Gedämpft vernahm ich leichte Musik. Sie scheinen doch ganz angenehme Nachbarn zu sein, dachte ich.

Da sagte die Frau: »Morgen müssen wir noch den Rest aus der gemieteten Garage holen. Denk dran, wir haben sie nur noch bis zum 20sten.«

»Ja, ich weiß. Dann fehlt nur noch mein Baby und wir sind komplett.«

Die Frau seufzte laut: »Habe ich dir nicht gesagt, ich will das Ding nicht in unserem Haus haben?!«

»Und habe ich dir nicht gesagt, mein Baby gehört nun mal zu mir«, ich konnte hören, wie der Mann angespannt reagierte. »Du hast gesagt, du liebst mich mit allem, was ich bin. Es ist nun mal ein Teil meines Lebens, also...«

»Aber es erinnert mich an deine Exfreundin.«

Ich ließ die Zeitung kopfschüttelnd sinken. Was waren das nur für Leute? Der Mann hatte anscheinend in einer vorherigen Beziehung ein Kind bekommen. Na und, das war heutzutage schon fast gang und gebe. Warum regte das die Frau dermaßen auf?

»Du müsstest dich ja nicht einmal darum kümmern.« Der Mann versuchte die Frau zu beschwichtigen, doch sie reagierte nur noch wütender: »Toll, damit du wieder die ganze Zeit mit diesem Ding beschäftigt bist und ich dich überhaupt nicht zu sehen bekomme.«

»Nenne es doch nicht immer so abwertend ›das Ding‹. Und überhaupt, ich dachte, wir sind in der Art von Beziehung, in der wir beide sicher und zufrieden sind und nicht die ganze Zeit aufeinander hockend uns unsere Liebe bestätigen müssen. Und außerdem wollten wir doch in dieses Haus ziehen um beide...«

Aufbrausend unterbrach sie ihn: »Das ist gar nicht der Punkt. Wir haben uns schon mal darüber unterhalten und ich sage es dir nochmal: Wir wussten beide, dass wir Kompromisse eingehen müssen, wenn wir in dieses Haus ziehen und ich dachte, du hättest verstanden, dass du dafür dein ›Baby‹ aufgeben wirst.«

Ich fand es schon etwas böse von der Frau, so ablehnend zu sprechen. Der Mann konnte es anscheinend auch kaum glauben: »Du machst Witze. Wie kannst du das von mir verlangen?«

»Ich dachte, wir sind in der Art Beziehung, in der wir auch sagen können, wenn uns etwas nicht gefällt und der andere dann Rücksicht darauf nimmt.«

»Aber es ist mein Ein und Alles!«

»Bin ich das etwa nicht? Ist dir dieses Ding etwa wichtiger als das Glück deiner Frau?«, sie wurde schon fast hysterisch.

»So habe ich das nicht gemeint.«

»Wie hast du es denn dann gemeint?«

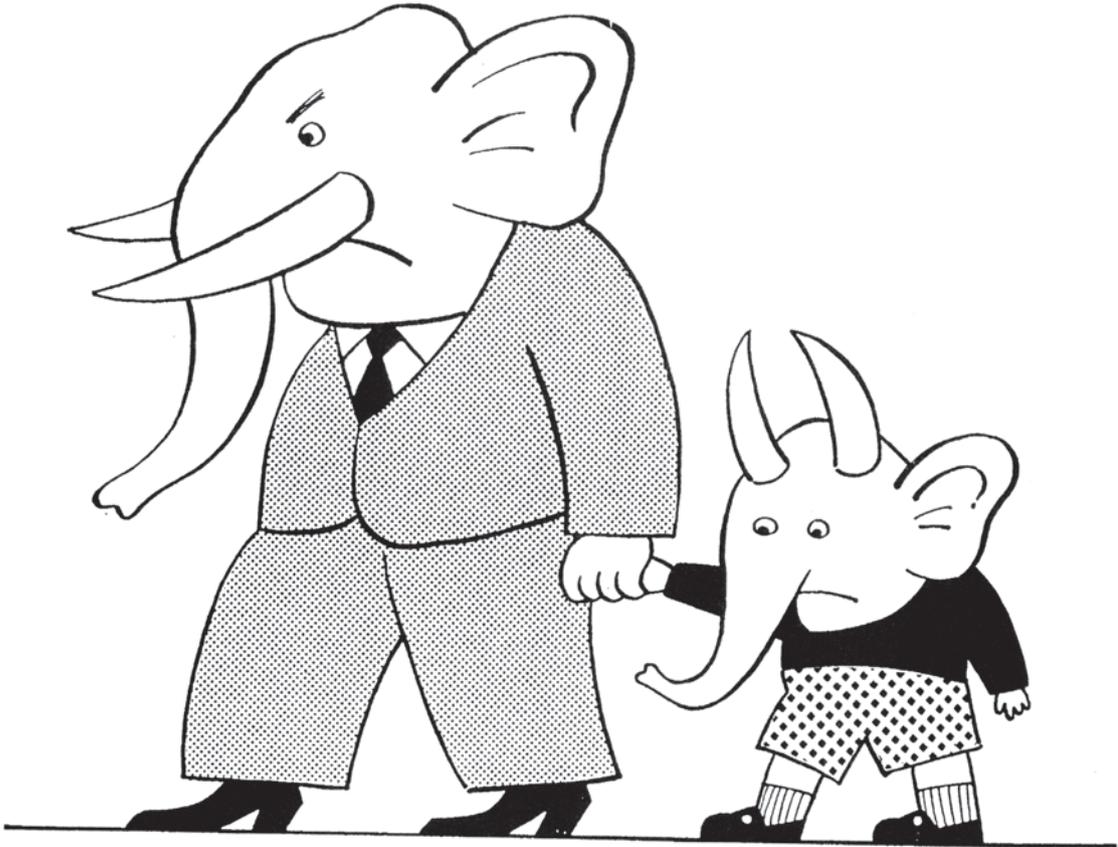
»Komm schon«, versuchte der Mann einzulenken. »Denk doch mal an all die schönen Zeiten, die wir damit hatten. Und an all die Ausflüge, die wir machen könnten.«

Die Frau lachte sarkastisch auf: »Von wegen. Ich denke da nur an den letzten Ausflug mit deinem ›Baby‹. Es war der reinste Alptraum!«

»Aber das lag nur am Wetter.«

Ich beschloss, dem Streit nicht länger zuzuhören. Die neuen Nachbarn hatten schon am ersten Tag die ganze Straße unterhalten.

»Ich sagte Nein! Wir haben außerdem einfach keinen Platz dafür!«, wütend stampfte die Frau ins Haus und knallte die Tür. Der Mann schrie ihr hinterher: »Wirklich? Wir haben Platz für deinen Flügel, das feine Geschirr deiner Großmutter und deine 100 Paar Schuhe, aber keinen Platz für mein Motorrad?«



Grafik: Oleg Estis

Bahn fahren

Von Sophie Schmidt

Angefangen hatte alles an einem Dienstagmorgen. Sie war spät dran gewesen, wieder einmal, weil ihr Mitbewohner ewig das Bad blockiert hatte. Als er endlich in einer Wolke aus Parfüm in sein Zimmer huschte, hatte sie nur noch ein paar Minuten gehabt um zu pulvern und sich die Zähne zu putzen – gleichzeitig. Für Kontaktlinsen war keine Zeit mehr, also schob sie sich ihre Brille auf die Nase und verließ die Wohnung hastigen Schrittes.

Sie zog ihr Handy aus der Tasche um die Uhrzeit zu checken und entdeckte, dass sie eine Nachricht hatte. Hannes hatte ihr geschrieben.

»14 Uhr beim Rewe?«

Während sie zur Haltestelle lief, wischte sie eine Antwort.

»Geht klar.«

Ihr Handy verschwand wieder in der Tasche und die Uhrzeit wusste sie immer noch nicht.

Egal, da vorne kam ihre Bahn. Sie stieg ein und wunderte sich noch, warum so wenig los war, da rempelte sie jemand von hinten an.

»He, pass doch auf!«, rief sie und drehte sich um. Vor ihr stand eine kleine ältere Frau, die sie aus großen wässrigen Augen ansah.

»Oh, ähm, so hab ich das nicht gemeint«, stammelte sie und spürte wie ihr Gesicht rot wurde. Die alte Dame schüttelte nur langsam den Kopf und ging an ihr vorbei zu einem Sitzplatz.

Heute schien alles schief gehen zu wollen.

Seufzend suchte sie sich einen Platz am anderen Ende des Wagens. Sie zog sich die Kapuze über den Kopf und versuchte die Welt um sich herum auszublenden. Zu blöd dass die Katze ihres Mitbewohners ihre Ohrstöpsel zerkaut hatte, sonst hätte sie jetzt wenigstens Musik hören können. Sie widerstand der Versuchung, ihr Handy rauszuholen um mit sinnlosen Browsergames die Zeit totzuschlagen. Stattdessen sah sie aus dem Fenster.

Und was sie sah war unglaublich.

Die Bahn fuhr langsam, so als müsste der Fahrer ebenso wie sie das Treiben draußen beobachten. Oder fuhr er hier immer so langsam?

Die Häuserschluchten, durch die sie fuhren, brachen auf. Es war, als würden unsichtbare Riesen Hände die Gebäude Stück für Stück auseinanderbauen, als wären es Legosteine. Etage für Etage wurde achtlos nach hinten geworfen, bis ein Gebäude abgebaut und das nächste an der Reihe war.

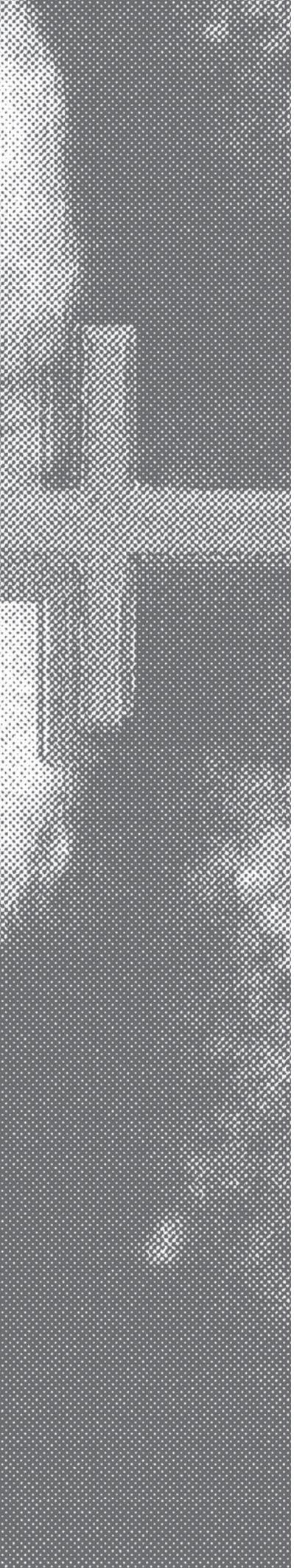
In den Straßen eilten die Menschen achtlos vorbei, als würden sie nichts davon mitbekommen. Sie wunderte sich darüber, aber dann wandt sich ihre Aufmerksamkeit wieder Spannenderem zu.

Sie fuhren an einem Hochhaus vorbei und sie sah einen riesigen Affen, der sich von Fenster zu Fenster angelte. Hatte er da etwa eine kleine weiße Frau in der Hand?

Sie schüttelte den Kopf. Wahrscheinlich hatte sie im Badezimmer zu viel Parfümgeruch eingeatmet und hatte jetzt Halluzinationen. Sie zwang sich dazu, den Blick vom Fenster abzuwenden. Alle Leute in der Bahn wirkten völlig normal. Unbeteiligt wie immer. Sie nahm ihre Brille ab, um sie zu putzen.

Die Straßenbahn hielt an und ein Schwall eiskalten Wassers drängte sich durch die Tür hinein. Ihr entfuhr ein erschrockener Laut und ein Mann sah sie empört an, als sie hastig ihre Füße nach oben zog um nicht nass zu werden. Entweder stimmte etwas mit ihr nicht oder alle anderen hatten einen gewaltigen Dachschaden, wenn sie das nicht mitbekamen. Die Straßenbahn fuhr weiter, als wäre nichts geschehen.

Ihr Blick ging wieder zum Fenster. Draußen ertrank die Welt in dunklem Wasser, der Himmel war grau, der Wind zerpeitschte die Wellen. Am Fuße des Hochhauses, auf dem sich der Affe gerade die kleine Frau an die Wange drückte, gab es einen lauten Krach, als



ein riesiges Kreuzfahrtschiff mit dem Gebäude kollidierte. Sie musste die Schrift nicht erkennen, um zu wissen um welches Schiff es sich handelte.

»Die Titanic?«

Auf einer Eisscholle trieben ein paar Dinos vorbei. Es sah aus als würden sie tanzen. Probierten die da etwa eine Hebefigur aus?

Sie zuckte zusammen, als jemand sie an der Schulter antippte.

»Fahrkartenkontrolle, ihr Ticket bitte!«

Entgeistert starrte sie den Mann an, der da völlig gleichgültig zurückstarrte. Sie schüttelte den Kopf.

»Sorry, aber da draußen geht grad die Titanic unter und irgendwelche Echsen machen einen auf Dirty Dancer und Sie wollen mein Ticket sehen? Ernsthaft?«

»Junge Frau, ich weiß nicht wovon Sie da reden, aber wenn Sie kein Ticket haben, werden Sie Strafe zahlen müssen.«

Sie schüttelte den Kopf und wollte nach ihrer Tasche greifen, als ihr auffiel dass sie gar keine dabei hatte.

»Ähm, ich befürchte ich hab meine Geldbörse daheim vergessen ...«

»Dann werden Sie jetzt mit mir aussteigen müssen«, sagte der Sicherheitsbeamte und griff nach ihrem Arm.

Plötzlich zerbarst das Fenster neben ihr, der riesige Schädel eines Tyrannosaurus Rex drängte sich hindurch und schnappte sich den Security Typen mit einem Happs. Nachdem der Dino ihn heruntergeschluckt hatte, reckte er ihr sein mega-kurzes Ärmchen entgegen und sagte zu allen anderen: »Mein Baby gehört zu mir, ist das klar?«

Hannes konnte sie dann wohl vergessen.

Das nächste hEFt erscheint Ende September

Offene Redaktion: 1. August

Redaktions- und Anzeigenschluss: 22. August

Kontakt: redaktion@heft-online.de

Thema: Was wird Yvonne dazu sagen?

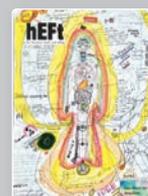
hEFt sucht

Das Thema der nächsten Ausgabe lautet »Was wird Yvonne dazu sagen?«. Wir suchen Schreiber/innen, Zeichner/innen und Fotograf/innen, die zu diesem dankbaren Thema einen Beitrag leisten möchten. Bei Interesse meldet euch unter: redaktion@heft-online.de oder telefonisch 0361 2115966.

hEFt zum Mitnehmen

Erfurt Bibliothek am Domplatz, Buchhandlung kleingedrucktes, Buchhandlung Peterknecht, Buchhandlung Tintenherz, Campus Hilgenfeld, CKB, Contineo Buchhandlung, Copy-Team, double b, Franz Mehlhose, Füchsen, Haus Dacheröden, Kaffee Hilgenfeld, Kinoklub am Hirschlachufer, Klanggerüst, Klara Grün, Krämerbrücke 25, Kunsthaus, Kurhaus Simone, Nerly, Peckham's, Radio F.R.E.I., RedRoXX, Speicher, Stadtgarten, Steinhaus, Tikolor, Wildfang, Weinatelier Rue // **Altenburg** Paul-Gustavus-Haus // **Böhlen** Thüringische Sommerakademie // **Eisenach** TAM // **Gera** Clubzentrum COMMA // **Gotha** art der stadt // **Greiz** Alte Papierfabrik // **Jena** Café Wagner, Kunsthof Jena // **Lauscha** Goetheschule // **Meiningen** Kunsthaus // **Nordhausen** studio 44 // **Rudolstadt** saalgärten // **Saalfeld** SRB Offener Kanal // **Schmalkaden** Villa K. // **Suhl** Kulturbaustelle, Provinzkultur e.V. // **Weimar** ACC, mon ami

hEFte zum Herunterladen
unter www.heft-online.de



Autor/innenverzeichnis

ANDREAS BAUER, Grafiker, Erfurt // ALINE BAUERFEIND, Studium Kunst (BA) und Literaturwissenschaft (MA), im kulturellen Bereich aktiv, wie der Museumspädagogik Kleine und Alte Synagoge, seit 2012 ehrenamtliche Radiosprecherin und Anmoderatorin bei Radio F.R.E.I. // REBECCA BAUMANN, geb. 1994 in Potsdam, und lebt in Erfurt. Schreiben hat ihr schon immer sehr viel Freude bereitet. Sie verfasst Kurzgeschichten und postet sie auf ihrem Blog: fensterbank13.blogspot.com // TILL BENDER, Autor und Drehbuchschreiber, Bremen // MARLENE BORCHERS, Jg. 1997, geb. in Bremen, studiert voller Leidenschaft Literaturwissenschaft an der Uni Erfurt // JAMES MAC COLD, das alte Ego eines Menschen, der Ben heißt. // OLEG ESTIS, (1964 – 1999), in einer Moskauer Künstlerfamilie als Sohn des bekannten Künstlers Nikolai Estis geboren, absolvierte die Kunstschule und die Staatliche Akademische Kunsthochschule in Moskau, vielfacher Preisträger internationaler Wettbewerbe, verstarb im Jahr 1999 in Deutschland, oleg.estis.de // AXEL GÖRLACH, geb. 1966 in Kaufbeuren. Lebt als Autor und als Sprachlehrer für ausländische Jugendliche in Nürnberg. Zahlreiche Auszeichnungen (zuletzt 1. Preisträger Feldkircher Lyrikpreis 2014) und Veröffentlichungen in Anthologien und Zeitschriften. // HARALD KAPPEL, Jg. 1960, aus Aachen, Arzt, Studium Kommunikationswissenschaft mit Schwerpunkt »Kreatives Schreiben«, Leiter von Schreibkursen, zahlreiche Veröffentlichungen // LAURA KRAEGE, Jg. 1997, studiert in Erfurt Germanistik und Anglistik // KATHLEEN KRÖGER, Jg. 1995, geboren in Halle, studiert in Erfurt Literaturwissenschaften und Geschichte // ANNABELL KÜSTER, Jg. 1997, studiert Germanistik an der Uni Erfurt, ist für Poesie und witzige Illustrationen zu begeistern, mag Katzen und Kaffee // MINETTA, Künstlerin im Bereich analoge Fotografie, Masterstudentin im Fach Sammlungsbezogene Wissens- und Kulturgeschichte, ehrenamtliches Mitglied der Ständigen Kulturvertretung Erfurt, Schreiben & Fotografie aus einer inneren Notwendigkeit heraus // ALEXANDER PLATZ, Jg. 1975, Erfurt // THOMAS PUTZ, Jg. 1972, Kulturarbeiter, Erfurt // ANNA LENA SCHMIDT, 19 Jahre, Studium der Erziehungswissenschaft und der Philosophie an der Uni Erfurt seit Oktober 2017 // SOPHIE SCHMIDT, Jg. 1989, Literaturwissenschaft, Textilkunst, unzählige Interessen // CARSTEN STEPHAN, geb. 1971 in Dessau, lebt in Frankfurt am Main und schreibt v.a. komische Lyrik. // RONNY THON, Jg. 1989, aus Mühlhausen, studiert Literatur und Geschichte in Erfurt // MAX WALTHER, Jg. 1989, Leipzig // STEFAN WERNER, Jg. 1975, Erfurter // KERSTIN WÖLKE, Jg. 1974, Erfurt

